2

Der

Dürftige

ein Schauspiel

in vier Aufzügen

aus dem Französischen des Hn. Mercier.

Mannheim,

bei C. F. Schwan, Churfürstl. Hof=buchhändler 1772.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Personen.

Delys, ein reicher junger Mensch.

Joseph, ein Weber.

Charlotte, eine Blondenmacherin.

Der alte Remi, ein Ackersmann.

Du Noir, ein Procurator.

Felix, Haushofmeister des jungen Delys.

Ein Notarius.

Dubois, Bedienter.

Schreiber und verschiedene andere Bediente.

Der Schauplatz ist in Paris.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Erster Aufzug.

Das Theater stellt eine niedrige Kammer ohne Camin, vor. Einige alte Strohstühle und eben so schlechte hölzerne Mobilien machen den ganzen Hausrath desselben aus, wenn man noch ein Bett dazu rechnet, um welches statt des Vorhangs ein Stück von einer alten Tapete gespannt ist. An der einen Seite steht ein Weberstuhl an einem Fenster, woran die Hälfte der Scheiben zerbrochen und mit Papier verklebt ist. Man siehet in einer kleinen Nebenkammer, deren Thür halb offen stehet, den untersten Theil eines kleinen Ruhebettes. Dieser Saal macht einen Theil eines alten Seitengebäudes von einem Hause aus, dessen vorderer Theil neu aufgebauet und prächtig verziert ist. Dieser vordere Flügel wird ganz von einem reichen jungen Menschen bewohnt.

Erster Auftritt.
Joseph, Charlotte.

Charlotte liegt angekleidet auf dem Bette in der kleinen Nebenkammer; man sieht aber nur ihre Füße. Eine Lampe, die eben verlöschen will, erleuchtet das Zimmer. Joseph sitzt an dem Weberstuhl und arbeitet, und hebt von Zeit zu Zeit den Docht in der Lampe in die Höhe. Er steht endlich auf und schleicht auf den Zehen zu dem Bette, um zu sehen, ob Charlotte eingeschlafen ist. Er scheint vergnügt darüber zu seyn, da er siehet, daß sie ein wenig ruhet. In dem nemlichen Augenblick hört man in der Ferne ein Gelächter, nebst einem Lärm mit den Tönen verschiedener Instrumenten unterwischt. Joseph wird unruhig darüber, weil er befürchtet, seine Schwester möchte dadurch aufgeweckt werden. Er schlägt die Augen gen Himmel auf, und macht einige Bewegungen, die seinen innern Zustand ausdrücken. Er stampft leise mit dem Fuß auf den Boden, und bläßt in die Hände, um sie zu erwärmen.

Joseph.

Joseph.

Die Uhr schlägt vier! . . . dem Himmel sey Dank, das gute Kind schläft doch ein wenig . . . Arme Charlotte! Wenn ich noch ein Glück auf Erden genieße, so ist es dieses, daß ich dich zur Schwester habe . . . Ich werde gar nicht müde . . . Gut, ich habe ein ziemlich Stück an ihrer Arbeit gemacht, und mit der meinigen werde ich auch bald fertig seyn. (Man hört den Lärmen aufs neu) Welch ein Lärmen! Bis in die späte Nacht schwärmen diese Leute, und stöhren den Armen in seiner Ruhe. Und dann beklagen sie sich noch, wenn sie am hellen Mittage durch unsere Arbeit aus dem Schlaf geweckt werden. . . . Wie elend ist unser Zustand! . . . Wir haben aber doch keine Ursache uns zu beklagen. O mein Vater! du leidest am mehresten; du, der du immer so gut, so wohlthätig warest . . .

Ach! (Er drückt seine Betrübnis durch Gebehrden aus.) Aber ich will doch noch lieber mitten in der Armuth und im Elend dein Sohn, als der Sohn eines dieser Reichen seyn, deren Aufführung mir verhaßt ist. — Mein Vater, so arm er auch war, half doch jederzeit seinem dürftigen Nebenmenschen, so gut er konte; und ich habe Reiche gesehen . . . Gedult! Gott siehet uns, und ich habe ein ruhiges Gewissen. (Er trinkt Wasser aus einem steinernen Krug, und setzt sich wieder an seine Arbeit.) Ich habe nur zwey Arme, und die brauche ich Tag und Nacht, ohne mich zu beklagen. Ich ertrage mein Schicksal standhaft; aber diese Arbeit wird mir nicht hinlänglich bezahlt. (Mit einem höchst empfindlichen Ton.) Nein sie wird mir nicht bezahlt. Es ist noch ungewis, ob ich sie werde um den geringen Preis verkaufen können, der leider auf unsere Arbeit gesetzt ist. Der Kaufmann hat mir zwar versprochen

chen — er ist aber sehr unbarmherzig! Er hat alles im Ueberfluß, und sucht mir doch meinen Arbeitslohn zu verkürzen. — Es wird immer kälter. . . . Grausamer Winter! du vereinigest dich mit den harten Herzen, die uns unterdrücken, und machst unser Schicksal noch kläglicher. — Mein Gott! Wie ist die Witterung so rauh! die Erde ist mit Wäldern bedeckt, und ich habe nicht einen Stecken Holz. Man muß vor allen Dingen Brod haben, und das Brod ist so theuer. . . . Um noch mehr Geld zusammen zu scharren, läßt der Reiche die Armen verhungern. (Er horcht.) Ich höre sie; der Lärm wird sie gewis aufgeweckt haben.

Charlotte.

(springt noch halb im Schlaf von ihrem Bett auf, betrachtet ihre Arbeit, und in einem etwas verdrieslichen Ton.)

Ist es auch erlaubt, mein Bruder . . .

du hast mich nicht geweckt. Der Tag bricht schon an. . . . Ich habe zu lange geschlafen.

Joseph.

Nicht doch, liebe Schwester . . . du wirst dich noch krank machen. Mit aller Mühe habe ich dich vor zwey Stunden dahin gebracht, daß du dich ein wenig zur Ruhe begeben, und jetzt willst du schon wieder . . .

Charlotte.

Aber, was sprichst denn du . . . Seht mir einmal den bösen Menschen an! Hat er nicht die ganze Nacht durch gearbeitet, ohne ein Auge zuzuthun; und kan ich denn nicht eben so gut —

Joseph.

Sey du meinetwegen unbesorgt, meine liebe Charlotte . . . du bist ein Frauenzim-

mer,

mer, und hast mehr Ruhe nöthig, als ich — O! ich bin herzhaft und stark; (er nimmt sie bey der Hand.) Wie deine Hand so kalt ist? du armes Kind! . . . (Er haucht in ihre Hand, um sie zu erwärmen.)

Charlotte.

Joseph! . . als wir noch auf dem Lande waren und zu Winterszeit im Schnee mit einander spielten, da war es eben so kalt, und wir beklagten uns doch nicht über Kälte . . .

Joseph. (traurig.)

An was für eine Zeit erinnerst du mich? . . . Glückliche Tage! damals war mein Vater noch in guten Umständen; damals saß er noch nicht im Gefängnis. Ohne an die schreckliche Zukunft zu denken, achteten wir damals bey unseren kindischen Spielen die rauhe Witterung nicht; aber jetzt, da uns hier fast alle Bedürfnisse des Lebens

mangeln; jetzt, da wir über das Schicksal unsers alten Vaters weinen; jetzt, da wir hier zwischen diesen kalten Mauren eingeschlossen sind . . . Es ist wahr, wir leben hier noch beysammen . .

Charlotte. (zärtlich)

Getrost mein Bruder! So beklage dich denn ferner nicht. Ich kan dich unmöglich seufzen hören. Wozu nutzen die Thränen? Die Vorsicht hat es so über uns verhängt; sie ordnet alles aufs beste, und hat ohne Zweifel weise Absichten dabey. Du wirst es erfahren, wir werden nicht immer unglücklich seyn. Wir wollen indessen getrost fortarbeiten. (Sie setzt sich an ihre Arbeit.) Du hast mir schon wieder an meiner Arbeit geholfen. In Ernst, Bruder, ich kan das nicht leiden. Jedes von uns soll seine Arbeit selbst machen. Verstehst du mich? . . . Hast du nicht selbst genug zu thun?

Solte

Solte man doch denken, als ob ich nichts arbeiten könne . . . Das ist schon gar zu oft geschehen. (empfindlich.) Du betrübst mich, ich habe es dir schon oft gesagt.

Joseph. (gerührt.)

Liebste Charlotte! Ich solte dich betrüben? Ich? . . . Zanke nicht mit mir.

Charlotte.

Ich mit dir zanken? Nein . . . Aber du wirst mir auch meine Arbeit künftig nicht mehr anrühren; nicht wahr? Ein jedes thue das Seinige.

Joseph.

Nun ja doch! Haben wir denn noch viel zu machen? Ich will das, was diese Nacht fertig geworden ist, unserem Kaufmann bringen. Er geht immer sehr früh aus, und ich will deshalb lieber etwas eher hingehen, damit ich ihn noch antreffe.

Charlotte.

Es ist aber noch sehr früh. . .

Joseph.

Es ist mir allezeit leid, wenn ich von dir gehen, und dich allein lassen muß . . . Du geräthst immer auf allerhand Gedanken, die du hernach selbst an mir tadelst.

Charlotte.

So gehe denn nur hin, mein lieber Bruder, damit du desto eher wiederkommst; wir wollen hernach zu unserm Vater gehen; wir wollen mit einander hingehen.

Joseph.

Wenn mich nur der Kaufmann gleich bezahlt! . . . Unsere ganze Hofnung beruhet darauf. Wenn uns auch diese fehlschlägt . . . Von dem wenigen, was wir gestern verdient, ist nichts mehr übrig. Wovon werden wir heute leben, und was

für

für Hülfe haben wir alsdann für unsern unglücklichen Vater, der ohne uns niemand hat, der ihm beysteht?

Charlotte.

Laß uns den Tag nicht mit Klagen anfangen. Schon seit langer Zeit fürchten wir von Tag zu Tag Hungers zu sterben; wir haben viel ausgestanden, das ist wahr; aber durch unsere unermüdete Arbeit haben wir doch bisher noch immer unsern kümmerlichen Unterhalt verdient. Weißt du es noch, wie du gestern den ganzen Tag vergeblich herumgelaufen bist, um deine Arbeit zu verkaufen? Endlich fand sich doch noch am Abend jemand, der dir selbige abkaufte. Wie vergnügt kamst du nicht zurück; Mehr als hundertmal hast du selbst gesagt, der Himmel habe uns diese Hülfe gesandt. Sollte denn die Vorsicht, die wir täglich anflehen, jetzt aufhören über

uns zu wachen, wenn uns gleich die ganze Welt verläßt? Nein, mitten in unserm Elend haben wir einige vergnügte Stunden gehabt Mein Vater! ... Ich mußte vor Freuden weinen, als ich ihn essen sahe; und wie er uns seine Kinder ansahe, wie er uns segnete ... Ach! mein Bruder, waren wir damals nicht alle drey recht von Herzen vergnügt?

Joseph.

Es ist wahr, liebste Schwester, ja es ist wahr; ich erinnere mich dieser vergnügten Augenblicke. Ich erbitte mir keine andere Wohlthat von dem Himmel! ... Haben wir nicht in einem Winkel seines Gefängnisses alle drey aus Zärtlichkeit geweint? ..

Charlotte.

Was hindert uns, daß wir nicht jeden Tag eben so vergnügt seyn können? Dies

Glück

Glück bleibt uns auch noch bey unserer Armuth übrig. Erinnere dich der Worte unseres Vaters. Du hast ihn mitten in seinem Elend lächeln gesehen. Er will nicht, daß man klagen soll. Die Hofnung erhält sein Gemüth immer heiter. Ich vor mein Theil vergesse niemals, was er sagt, denn es ist lauter Vernunft, was er spricht. Ich höre ihn so gerne reden, daß ich ihn keinen Augenblick verlassen würde, wenn ich es nicht unserer Arbeit wegen thun müßte, und meine Lust zur Arbeit verdoppelt sich, so oft ich daran denke, daß er den Gewinn davon mitgenießt.

Joseph.

Ach! Du bist ein Engel, den der Himmel zu seinem Trost gesandt; du machst ihm sein Unglück beynahe vergessen. Dich liebt er auch vorzüglich, und er hat Recht . . . Ja er hat Recht, denn ich habe nicht so viel Verdienste als du.

Char-

Charlotte.

Du kennst deine Vorzüge nicht. . . . Ich bilde mir eben so viel darauf ein, deine Schwester, als seine Tochter zu seyn. Wenn ich noch jetzt die Wahl hätte, so würde ich mir von Gott weder einen bessern Vater, noch einen bessern Bruder erbitten.

Joseph.

Ich höre dich gar zu gerne reden.

Charlotte.

Möchtest du wohl gegen alles Gold in der Welt das Glück vertauschen, einen solchen Vater zu haben?

Joseph.

Ich? Auch nur der Gedanke soll mich tödten, wenn ich ihn jemals denke! . . . Ach Charlotte! Liebste Charlotte! —

Charlotte.

Was fehlt dir?

Joseph.

Ich werde dich betrüben.

Charlotte.

Was ist dir? Sag es mir.

Joseph.

Ach!

Charlotte.

Was bedeutet dieser Seufzer?

Joseph.

Wir werden uns einmal trennen müßen.

Charlotte.

Uns trennen? Und warum das? . . . Liebster Bruder, ich werde dich nicht überleben.

Joseph.

Ich weiß gar wohl was ich sage. Ach! ich rede nicht vom Tode. Dieser wird uns beyde zugleich hinwegraffen . . . Aber den-

ke nur ein wenig nach; du wirst es errathen . . .

Charlotte.

Erkläre dich! Ich verstehe kein Wort davon.

Joseph.

Wenn du meine Gedanken nicht errräthst . . . desto besser . . Ich will nicht mehr davon reden . . Lebe wohl!

Charlotte.

Nein, du hast mich unruhig gemacht; du must dich erklären! Warum solten wir uns trennen?

Joseph. (seufzend.)

Vielleicht wird bald eine Heyrath . . .

Charlotte.

Jetzt verstehe ich dich, mein Bruder. Du bist gar zu empfindlich; aber du betriegst dich, wir werden uns nicht trennen.

Wenn

Wenn du dich verheyrathest, so wird deine Gattin meine Schwester seyn; wir werden vergnügt bey einander leben. Ich werde sie lieben; ja, ich werde sie lieben.

Joseph.

Die Rede ist nicht von mir. . . . Du weist Charlotte, daß unser Vater oft gesagt hat, so bald er aus dem Gefängnis käme, wolle er dich verheyrathen; er habe einen Mann, so wie er sich für dich schickt, gefunden.

Charlotte. (lächelnd)

Merkst du denn nicht, daß er sich in seinem Elend durch dergleichen Reden nur aufmuntern will. Der gute Alte sucht dadurch seinen und unsern Kummer auf einige Augenblicke zu entfernen. . . . Du kennst mich Joseph, ich bin aufrichtig; ich glaube, ich würde mich niemals entschliessen können, zu heyrathen. Ich weiß nicht, wie

es ist: aber ich weiß keinen Menschen, zu dem ich Neigung hätte. Es gefällt mir einmal keiner von unsers gleichen; nicht weil sie arm sind; sondern ihre Lebensart steht mir nicht an. Die Vornehmeren schicken sich noch weniger für mich. Ich muß es dir aufrichtig gestehen, ich habe ausser dir noch keinen Menschen gefunden, dessen Denkungsart mit der meinigen so gut übereinstimmet, und in dessen Umgang ich glücklich seyn könnte . . . Da ich nun einen solchen Bruder habe; wozu brauche ich einen Mann? Aber dein Schicksal, mein lieber Joseph, ist von dem meinigen weit unterschieden. Du hast ein empfindliches zur Liebe geschaffenes Herz.

Joseph. (vergnügt.)

Wird meine Charlotte immer diese nemliche Gesinnung behalten?

Char-

Charlotte.

O gewis! Ich kan ohne dich nicht glücklich seyn.

Joseph. (reicht ihr die Hand.)

Gieb mir deine Hand darauf, liebste Schwester . . . Was auch das Schicksal über uns verhängt hat, so wollen wir uns doch niemals trennen. Bleib du nur unverheyrathet; ich will auch das nemliche thun. Unsere armselige Umstände machen es uns ohnehin zur Pflicht. Da du, meine Schwester, keine Glücksgüter hast, so würde sich schwerlich ein Mann, so wie du ihn verdienst, für dich finden. Man sieht heut zu Tage nur auf Geld; die übrigen guten Eigenschaften kommen nicht in Anschlag. Die deinigen kennet niemand als ich; . . . ich allein kenne sie. Wolte ich mich verheyrathen, so würde ich und meine künftige Gattin dabey verlieren; denn ich fühle

es, ich würde niemals im Stande seyn, sie so zärtlich zu lieben als dich, und wenn sie das tugendhafteste und vollkommenste Frauenzimmer von der Welt wäre.

Charlotte.

Dieses Geständnis ist ungemein schmeichelhaft und rührend für mich. Ich kan es nicht läugnen, ich habe dann und wann befürchtet, du möchtest dich einmal in irgend ein Mädchen verlieben, die hernach vielleicht nichts als Uneinigkeit zwischen uns stiftete. . . . O! ich würde für Verdruß sterben.

Joseph.

Befürchte nichts. So einen bösen Geist giebt es in der Hölle nicht, der im Stande wäre, unsere Herzen zu entzweyen. Nein, so giebt es keinen. Auch mich hat indessen dieser Gedanke beunruhiget, ob er gleich eben

so

so ungegründet war. . . . Wenn man sich so zärtlich liebt, als wir, so ist man immer in Furcht. . . Es ist aber Zeit, daß ich gehe; wir wollen, wenn wir zu unserm Vater kommen, weiter davon reden.

Charlotte.

Eile, so viel du kanst, damit du bald wieder kommst.

Joseph. (umarmt sie.)

So will ich dann gehen; es wird mir immer so sauer, dich zu verlassen.

(Er nimmt ein Stück Leinwand unter seinen Rock, welches eine Art von Oberrock von schlechten alten grauem Tuche ist.)

Zweyter Auftritt.

Charlotte. (arbeitet.)

Wie bin ich so glücklich bey ihm! Seit meiner zartesten Kindheit ist er mein Beschü-

schützer, mein Freund, mein Führer. Ich beneide euch nicht, ihr Reichen; eure Kinder leben in beständiger Uneinigkeit. Sie schätzen ihre Reichthümer höher als den Frieden, als die Vertraulichkeit, als die brüderliche Liebe. Niemals sind sie vergnügt; immer neidisch. . . Mögen sie doch ihr Geld behalten; ich behalte meinen Joseph. . . . Wenn er zu mir sagt: Meine liebe Schwester, meine arme Charlotte; mit was vor einem rührenden Ton sagt er mir dies. Wie schön klingt dieses meinen Ohren, schöner als der Klang alles Goldes! Ach! mein Bruder, da du dich nicht von mir trennen willst, so bin ich reich genug; und wenn nur mein Vater wieder auf freyem Fuß wäre, so wüßte ich nicht, was ich noch weiter in der Welt zu wünschen hätte . . . Ach! es gehört ja nur so wenig dazu, um ihn in Freyheit zu setzen. Aber auch dies Wenige haben wir nicht! Und die reichen Leu-

Leute geben kein Geld dazu her die unterdrückte, die gefangene Tugend zu befreyen. Freundschaft! süße Freundschaft! du solst ewig dauren, . . . O mein Bruder! dies Herz bleibt ewig dein. . . . Möchten doch alle Leiden, die wir noch erdulden müssen, nur mich allein treffen! . . . Ich weiß nicht, woher es kömmt, aber die Arbeit wird mir diesen Morgen weniger als jemals sauer, und es deucht mich nicht so kalt zu seyn.

(Man höret verschiedene Stimmen, die auf eine tolle und lärmende Art auseinander gehen und Abschied von einander nehmen, und die Thüren zuschlagen; kurz das ganze Getöse einer Gesellschaft, die bis an den hellen Morgen geschwärmt hat, und sich jezt trennt.)

Endlich ist ihre Gasterei oder vielmehr ihr Bachusfest zu Ende. Es fängt schon an Tag zu werden. . . . Das sind keine wahre Ergötzlichkeiten. Man hört es an ihrer

Stimme; es ist ein bloses Gelärme, weiter nichts. . . . Wenn ich aber bedenke, daß die Hälfte von dem, was sie diese Nacht bey der Tafel und beym Spiel verschwendet, hinreichend gewesen wäre, meinen Vater und noch viel andere Unglückliche aus ihren Gefängnissen zu befreien, so möchte ich weinen.

Dritter Auftritt.

Charlotte, Dû Noir, Felix.

(Dem Letztern sieht man es an, daß er die ganze Nacht geschwärmt hat. Dû Noir klopft an die Thür.)

Charlotte.

Wer ist da?

Dû Noir. (klopft noch stärker.) Macht auf!

Char=

Charlotte.

Das ist die Stimme unsers Hausherrn. . . . Sind Sie es, Herr dü Noir?

Dü Noir.

(klopft noch immer stärker.)

Ja doch, ja! Macht nur die Thür auf.

Charlotte. (macht die Thür auf.)

Ihre Dienerin, mein Herr.

Dü Noir.

(stürmt mit großen Schritten hinein, und Felix folgt ihm.)

Zum Henker, man muß lange warten, bis es euch gelegen ist, aufzumachen. So Leute, wie ihr seyd, wozu haben die nöthig, sich einzuschliessen? . . . Besorgt ihr etwa, daß man euch eure paar Lumpen stehlen möchte? . . .

(Charlotte geht zurück in einen Winkel, wo sie mit niedergeschlagenen Augen furchtsam fort arbeitet.)

Fe=

Felix.

Ist das hier die Kammer?

Dú Noir.

Ja . . . Nun?

Felix.

(mit einer verächtlichen Miene.)

Das ist sie?

Dú Noir.

Das ist noch die einzige Kammer im ganzen Hause, ausser denen, die Sie gesehen haben. Ich habe Ihnen den ganzen neuen Flügel vermiethet, und jetzt wollen Sie auch noch hier in dem alten Gebäude etwas haben. Ich habe für mich selbst nur so viel Platz übrig behalten, als ich zur höchsten Noth brauche, und ich muß es Ihnen nur sagen, der Herr Delys braucht sehr viel Platz, seitdem Sie bey ihm sind.

Felix.

Felix.

(klopft ihn auf die Schulter.)

Die Kammer hier, können wir zu nichts gebrauchen, mein lieber Herr, zu gar nichts . . . Ihre alte Studierstube habe ich Ihnen ohnehin schon genommen; das ist ein lustiger Contrast, aus der Studierstube eines Procurators eine Speisekammer zu machen; nicht wahr? . . . Wird mir das nicht Glück bringen, Herr dü Noir?

Dü Noir. (lächelnd.)

Ich will wünschen, daß Ihre Sachen in diesem Zimmer so gut gehen, als die meinigen darin gegangen sind.

Felix.

Das heißt, auf Unkosten anderer Leute.

Dü Noir.

Ich glaube, Sie werden mir nichts vorzuwerfen haben, Herr Felix!

Felix.

Nur keine unzeitige Schaam, Herr Procurator; das ist nicht mehr Mode. Sie haben gewis in ihrem Leben nicht so viel gestempelt Papier umsonst beschmiert; wo hätten Sie denn Ihr großes Vermögen her?

Du Noir.

Groses Vermögen! Das ist so groß nicht, als Sie es sich vielleicht einbilden. . . . Wenn man von dem Kleinsten bis zum Grösten in allen Ständen, die Art, wie ein jeder sein Vermögen erworben, untersuchen wolte, so würde das eine Arbeit geben, die kein Ende nähme. Am besten ist es, daß ein jeder sein Geschäfte für sich macht, ohne viel davon zu reden. . . . Sie können also diese Kammer zu gar nichts brauchen?

Felix.

(in einem hochtrabenden Ton.)

Nein! Ich hätte gewünscht noch irgendwo

wo hier im Hause einen schicklichen Winkel zu finden, wo ich zur Noth die zwey weisse Windspiele hätte einquartiren können, die mein Herr geschenkt bekommen. Die Kammer hier ist aber in zu schlechten Umständen vor ein Paar Hunde von der besten Race. Herr Delys würde sehr ungehalten seyn, wenn ich sie hieher brächte . . . der Wind bläßt ja allenthalben herein.

Dü Noir. (leise.)

Es kommt mir auf eine kleine Reparation nicht an, wenn Sie das Zimmer vor ihre Hunde brauchen wollen. Es versteht sich von selbst, daß die alten zerbrochenen Fenster nicht so bleiben können; ich lasse Tafelscheiben hineinsetzen, und neue Thüren machen. Es soll alles recht schön und sauber gemacht werden.

Felix.

Warum haben Sie denn das nicht schon längst gethan?

Dü Noir. (noch immer leise.)

Wie können Sie mir doch zumuthen, daß ich mir bisher nur einen Kreutzer Unkosten deshalb hätte machen sollen. Die Kammer hier ist immer an gemeines Lumpengesindel um ein Spottgeld vermiethet worden, von welchen man die Miethe noch dazu mit Gewalt erpressen, oder sie alle Augenblick zum Hause hinaus jagen muß.

Felix.

Haben Sie mir nicht gesagt, daß hier ein Weber wohne?

Dü Noir.

Ja, ich glaube es ist ein Weber, oder doch so etwas von diesem Handwerk . . . Er soll den Augenblick ausziehen; denn wenn Ihnen diese Kammer vor Ihre Hunde zu schlecht ist, so will ich Ihnen das Zimmer einraumen, welches meine Schrei-

ber

ber bewohnen, und diese höher hinauf-quartieren.

Felix.

Wie, höher hinauf! doch nicht unter das Dach?

Dú Noir.

Warum das nicht? O! ich habe mich wohl anders behelfen müssen . . . Doch es fällt mir noch etwas bessers ein. Meine Schreiber können herunter in diese Kammer ziehen.

Felix. (betrachtet Charlotten.)

Das Mädchen hat eine schöne frische Farbe; sie scheint noch jung zu seyn.

Dú Noir.

Ja sie ist noch ziemlich jung, und sehr arm. . . . Sie ist die Armuth selbst.

Felix.

Man sieht es. Bey dem ersten Anblick aber solte man es doch nicht denken; sie ist so sauber gekleidet. . . . So eine arme Creatur könnte ich schon leiden . . Gehört sie jemand zu?

Du Noir.

Der Weber sagt, sie sey seine Schwester . . . Ob es wahr ist, das lasse ich dahin gestellt seyn; es geht mich auch nichts an; wenn sie nur die Miethe richtig zahlten . . .

Felix.

Je länger ich sie betrachte, je besser gefällt sie mir.

Du Noir.

Sie sind ein gar guter Herr . . . Es giebt heut zu Tage so viel dergleichen Mädchen, die im Elend sind. . . . Wo man nur hinsieht, da begegnen sie einem.

Felix.

Felix.

(mit einer vielbedeutenden Miene.)

Es ist wohl wahr! . . . Ich will auch keine einzige mehr unter meinen Schutz nehmen. Sie haben ja die kleine Mimi gesehen? Wissen Sie, was sie meinem Herrn für einen Streich gespielet? Wir hatten sie aus den elendesten Umständen herausgezogen . . . Auf solche Art verliert man die Lust, noch ferner jemand Gutes zu thun.

Du Noir.

Ich vor mein Theil, bin niemals auf diese Art betrogen worden; ich habe mir jederzeit alle Mühe gegeben, recht hart gegen dergleichen Leute zu seyn, damit sie mich nicht am Ende mit Undank belohnen können.

Felix. (lachend.)

Gut gemacht! . . . Ich muß aber doch ein wenig näher treten, und mit dem armen

Mädchen sprechen. (Er geht auf Charlotten zu.) Redet Ihr denn gar nicht, mein schönes Kind? Den Kopf ein wenig in die Höhe! Ihr seyd gar zu fleißig! . . . Hat es so sehr Eil mit Eurer Arbeit?

Charlotte. (sittsam)

Ja, mein Herr; bey unserem Handwerk dürfen wir keinen Augenblick verlieren. Ein jeder muß benutzt werden, wenn wir unsern Lebens-Unterhalt gewinnen wollen.

Felix.

Aber friert es Euch denn nicht? . . . Wie könnt Ihr es hier in dem luftigen Zimmer, so ohne Feuer aushalten?

Dú Noir.

O! das ist eine Bedingung, davon ich nicht abgehe. Ich leide es nicht, daß die Leute hier Feuer anmachen. Es ist mir ohnedies schon bange, daß sie mir einmal mit ihrem

ihrem Kohlfeuer das Haus über dem Kopf anzünden.

Felix.

Es wundert mich nur, daß die Leute nicht erfrieren.

Dú Noir.

Die Gewohnheit wird zur andern Natur . . .

Felix.

Schon recht; ich danke vor diese Gewohnheit; ich bin kaum einige Minuten hier, und bin schon ganz steif gefroren . . . Kommt Kleine; wärmt Euch in unserm Zimmer; wir wollen Bekanntschaft mit einander machen: Und — wer weiß . . . wie es sich schickt . . . Ich habe schon manchem armen Mädchen geholfen.

Dú Noir.

Wißt Ihr wohl, daß Ihr ein geborgenes Mädchen seyd, wenn Ihr das Glück

habt, dem Herrn Felix zu gefallen, und daß . . .

Felix.

O! ich mache mich zu nichts verbindlich; wir wollen sehen; wir wollen sehen . . . Sie ist recht artig, das ist die Wahrheit; aber sie spricht gar nicht. Läßt sie den Kopf immer so hängen? Solte sie das in der That wohl seyn, was sie zu seyn scheinet?

Du Noir.

Ich weiß weiter nichts von ihr, als daß sie vom Lande ist; weit von hier.

Felix.

Vom Lande? Desto besser! Wo wird sie aber bleiben, wenn sie hier aus dieser Kammer heraus muß. Machen Sie doch, Herr Procurator, daß sie ein wenig plaudert; es friert mich hier. (ganz laut.) Sie kan zu

uns

uns in den Saal kommen, wir haben ein gutes Feuer, und können dort mit mehrerer Bequemlichkeit mit einander plaudern.

Dû Noir. (zu Charlotten.)

Habt Ihr es gehört, daß der Herr Haushofmeister es euch erlaubt in den Saal zu gehen, und euch zu wärmen?

Charlotte.

Ich verlasse diese Kammer niemals, ausser in Begleitung meines Bruders, und überdies muß ich bey meiner Arbeit bleiben, bis er wiederkommt. Ich danke Ihnen für das höfliche Anerbieten, mein Herr.

Dû Noir.

Die kleine Närrin! Ich glaube gar, sie will gebeten seyn. (bey Seite zu Felix.) Lassen Sie sie hier; Sie sind viel zu gut. Sie wird sich schon anders besinnen, und noch

gerne ungebeten kommen; ich bin Ihnen gut dafür. (Zu Charlotten.) Ihr könnt nur Eurem Bruder sagen, daß er mich noch heute bezahlen und sich ein ander Quartier suchen muß, oder ich lasse euch den Rest von euren Mobilien da auch noch wegnehmen. — Da ist keine Barmherzigkeit.

Charlotte.

(wirft ihre Arbeit weg, und läuft ihm bittend nach.)

Ach! mein Herr, nur noch eine kleine Gedult, ich bitte Sie um alles in der Welt. Sie sollen nichts dabey verlieren.

Dü Noir.

Ich bin taub, ich höre nichts . . . Wenn ich den Zehnten, die Schatzung, den Grundzins, das Laternen- und Casernen-Geld, und wie die Abgaben alle heissen, mit leeren Worten bezahlen könnte, so ließe ich es gelten; ich habe aber noch bisher mit

aller

aller meiner Kunst nicht hinter das Geheimniß kommen können, wie ich mich von diesen verdammten Abgaben frey machen soll. (Er will fortgehen.)

Charlotte.

Erlauben Sie mir nur ein Wort, mein Herr, nur ein einziges Wort, ich bitte Sie darum.

Felix.

Wenn es nur auf ein Wort ist, so könnten wir ja noch wohl einen Augenblick hier bleiben.

Charlotte. (zu Herrn dü Noir.)

Ich möchte aber gerne mit Ihnen allein sprechen.

Dü Noir.

Mit mir allein? Und was habt ihr mir zu sagen?

Felix.

Sie müssen sie doch anhören, Herr dû Noir; kommen Sie mir nach, ich will einstweilen gehen und mich wärmen.

Vierter Auftritt.

Dû Noir, Charlotte.

Dû Noir.

Wenn Ihr eure Klaglieder wieder anfangt, so gehe ich den Augenblick fort. Nur hurtig, nicht viel Geschwätz; ich will mich hier bey Euch nicht lange aufhalten . . . Was wollt Ihr? Hurtig! — Nun so redet denn, was wolt ihr?

Charlotte.

Sie machen mich ganz bestürzt . . . O Himmel! Ich weiß gar nicht, wie ich mit Ihnen reden soll.

Dü Noir. (unfreundlich.)

Werdet Ihr ein Ende daraus machen? Was wolt Ihr, frage ich Euch noch einmal?

Charlotte.

Sie wollen also so unbarmherzig seyn, und uns mitten im Winter auf die Gasse werfen. Sie wissen in was für betrübten Umständen wir sind, und in welchem Elend sich unser Vater befindet.

Dü Noir.

(indem er fortgehen will.)

Weiter ist es nichts? . . . Nun, so lebt wohl!

Charlotte.

(hält ihn an dem Rock zurück, und fällt vor ihm auf die Knie.)

Ich lasse Sie nicht fort, mein Herr, nein ich lasse Sie nicht fort . . . Sie müssen mich anhören; vielleicht daß meine Thrä-

nen

nen Sie erweichen. . . . Ach! ich bitte Sie um alles was heilig ist; lassen Sie uns nur noch so lange hier wohnen, bis die gröste Kälte vorüber ist; nur noch so lange, mein Herr, damit wir nicht gar erfrieren. Oder wenn Sie diese Kammer nothwendig brauchen, so räumen Sie uns inzwischen einen andern Winkel zum Aufenthalt ein, damit wir nur nicht unterm freien Himmel liegen dürfen. Ich werde Sie als unsern Erretter zeitlebens verehren . . . Ach! mein Herr; verschliessen Sie Ihr Herz nicht vor dem Mitleiden! . . . Helfen Sie uns! . . . Erbarmen Sie sich unser!

Dû Noir.

(bestürzt, und fast gerührt.)

Stille! Stille! schreyt nur nicht so . . . Steht auf, wir wollen sehen . . . ja, ja wir wollen (bey Seite.) Ich glaube, sie macht mich weichherzig; ich muß nur machen,

chen, daß ich fortkomme. (Er springt auf einmal nach der Thür, und läuft fort.)

Fünfter Auftritt.

Charlotte.

Gerechter Himmel! Solte er sich bewegen lassen . . . Was wird aus uns werden! . . . Wenn er uns unser Handwerkszeug, das einzige, wodurch wir uns noch ernähren, auch wegnimmt, so werden wir betteln müssen! . . . Nein, das soll nimmermehr geschehen! . . . Lieber todt! Es mag uns niemand sehen, aus Furcht man müsse uns etwas geben . . . Mancher würde uns vielleicht etwas geben, aber auf Unkosten unserer Ehre! . . . O ich fürchte mich entsetzlich vor den Leuten hier im Hause; sie sehen alle eben so liederlich aus, als ihr Herr, und ich wolte lieber hier ein ganzes Jahr lang den bittersten Frost ausstehen,

stehen, als zu ihrem Camin gehen . . . Armer Joseph, du dauerst mich! . . . Ich sehe schon im voraus deine Verzweiflung, die nur um desto grausamer ist, je mehr du sie zu verbergen suchst. (Sie setzt sich wieder an ihre Arbeit.) Wenn ich an die Zukunft denke! . . . Ganz ohne alle Hülfe! . . . Alle Herzen sind für uns verschlossen . . . die ganze Welt ist unbarmherzig gegen uns! Ich höre ihn kommen: Ich muß ihm anfangs nichts sagen . . . Ich will nach und nach das Gespräch darauflenken, denn er muß es doch erfahren. (Sie trocknet sich die Augen ab, und nimmt eine fröhliche Miene an.)

Sechs=

Sechster Auftritt.

Joseph, Charlotte.

Joseph.

(geht auf seine Schwester zu, und umarmet sie.)

Armes Kind! Was wirst du während meiner Abwesenheit ausgestanden haben, denn der Nordwind bläßt sehr scharf. Ich habe mich warm gelaufen; du aber bist hier auf einem Platz gesessen.

Charlotte.

Ich habe nicht so viel ausgestanden, als du wohl glaubst.

Joseph.

Aber . . . ich glaube . . . du hast geweint, mein Kind; du hast geweint, ich sehe es; du verbirgst mir deinen Kummer.

Char-

Charlotte.

(sucht eine heitere Miene anzunehmen.)

Ich? . . . Nein, ich habe nicht geweint.

Joseph.

Ja, es ist doch wahr — deine freundliche Miene betrügt mich nicht; du bist traurig.

Charlotte.

Ach es ist nichts. . . . Sage mir einmal, hast du jemand gefunden, der . . .

Joseph.

Ich habe nur etwas weniges auf Abschlag empfangen, und wir können unsern Termin noch nicht bezahlen, (Charlotte erschrickt.) denn vor das wenige, so ich bekommen, habe ich einen Mantel vor unsern Vater gekauft. (Er zieht einen Mantel hervor, den er au Charlottens Schooß ausbreitet.) Hier ist er . . . er ist noch gut. . . . Aber

gieb

gieb mir eine Scheere . . . (mit einem edlen Stolz) Trenne die Schnüre ab damit man nicht sehe, daß es eine Livree gewesen. Unser Vater war ein ehrwürdiger Bauer, der den Acker mit seinem Schweiß benetzt; aber die niedrigen Arbeiten der Knechtschaft hat er jederzeit verabscheut. . . . Ach er ist leider anjetzt schlechter daran als ein Lakay.

Charlotte.

(indem sie die Schnüre abtrennt.)

Verbanne diese traurige Gedanken.

Joseph.

O meine liebste Schwester! Nicht dieses elende Lager, nicht diese nackende Wände, nicht dieser schlechte Hausrath und die täglich erneuerte Armuth machen mich traurig; nein, die Unverschämtheit der Reichen,

ihr beleidigender Stolz und ihre verächtliche Blicke durchbohren mir das Herz.

Charlotte.

Wir wollen gar nicht daran denken, daß es dergleichen Leute giebt . . . Weder unsere Tyrannen, noch unsere Armuth sollen uns hindern, uns alle drey mit einander zu vereinigen . . . Stelle dir diesen vergnügten Augenblick vor, und bedenke daß du doch etwas hast, womit du unsern würdigen Vater erfreuen kanst . . . Wie vergnügt wird er seyn, wenn er uns wieder siehet!

Joseph.

Es ist wahr ich habe unrecht. Dem Himmel sey Dank! Nimm du diese kleine Suppenschüssel, aus welcher er so gerne ißt, und vergiß die kleine Bouteille nicht, wir wollen sie unterwegens füllen lassen. Ich glau-

be

be, daß ich endlich einen unverfälschten Wein gefunden habe.

Charlotte.

O! das ist ein Glück; ich fürchte immer meinen Vatter zu vergiften, indem ich seine Kräfte stärken will. Man giebt uns den Tod zu trinken und niemand bekümmert sich darum . . . Aber der Kerkermeister . . .

Joseph. (seufzend.)

Man muß noch etwas daran wagen, um ihn williger zu machen.

Charlotte.

Er kam mir gestern schon etwas gefälliger vor, und er schiene durch mein Bitten erweicht zu werden.

Joseph.

So hat ihn denn dein Blick zu einem Menschen gemacht . . . Komm, meine Schwester! . . . (Joseph reicht seiner Schwester die Hand, nachdem er einige erdene Geschirre zu sich genommen.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Das Theater, stellet ein grosses Ankleidezimmer vor, welches sehr prächtig und nach dem neuesten Geschmack meublirt ist. Delys erscheint in einem Schlafrock von reichem Zeuge; er ist eben aus dem Bett aufgestanden, und wirft sich nachläßig in einen Lehnstuhl. Zwey Bediente folgen ihm und halten ihm einen Spiegel vor, worin er sich mit vieler Zufriedenheit über sich selbst, besiehet. Man reicht ihm wohlriechende Wasser und alles was zur Toilette gehöret. Felix steht ihm zur Seite und giebt den Bedienten durch Zeichen zu verstehen, was sie zu thun haben.

Erster Auftritt.

Delys, Felix als Kammerdiener, Bediente.

Delys.

(gähnt und sieht auf seine Uhr.)

Wie! es ist noch kaum Mittag ..... der heutige Tag kommt mir ausseror-dentlich lang vor. Ich spühre schon in vor-aus ein heftiges Kopfweh .... (zu einem Bedienten) Thee .... Was werde ich nur anfangen, bis es Zeit ist in die Opera zu gehen? (zu den Kammerdiener.) Er eilt und treibt immer bis ich angekleidet bin, als ob ich in die Raths-Versammlung gehen müste. Die Frisur wird in aller Geschwindigkeit nur so obenhin gemacht, als ob ich die wichtig-sten Geschäfte zu besorgen hätte. Laß er sich dieses zur Regel von mir gesagt seyn: In ei-ner jeden Kunst muß man sich hinläng-

lich

lich Zeit lassen, wenn man etwas vollkommenes machen will. (zu einem Bedienten) Ihr laßt den armen Mustapha vor Hunger sterben, und er hat doch so viel Freundschaft für euch. Warum holt ihr ihm nicht von den kleinen mürben Kuchen? (zu einem andern) Geht zu meinem Sattler und sagt ihm er soll mein Cabriolet, den Desobligeant und den Staatswagen fertig machen. (zu Felix) Will denn mein Kutscher, der so gut auf italiänisch fahren kan, nicht bald wieder gesund werden?

Felix.

Er hat noch immer ein starkes Fieber.

Delys. (zu einem Bedienten.)

Ihr müßt das Fillet das ich geknüpft habe zur Gräfin tragen; sie wird ihren Schüler daran erkennen. (die Bedienten gehen ab. Delys reibt sich die Zähne ab und besieht sich in dem Spiegel) Ihr sagt also, daß das kleine

Mädchen, von welcher ich mit euch zu reden die Ehre gehabt, meine liebe Nachbarin sey?

Felix.

Das ist ganz gewis. Sie ist mir schon öfters begegnet, ohne daß ich auf sie acht gegeben; aber heute habe ich das kleine Püpchen in ihrer Wohnung auf die Art gesehen, wie ich es Ihnen erzehlt habe.

Delys.

Der Zufall ist sonderbar! Ich beobachte sie schon seit einigen Tagen, ohne daß sie es gewahr wird. Sie hat ein munteres Ansehen und viele Annehmlichkeiten; ein wenig mehr Farbe sollte sie haben . . . Sie ist arm, sagst du und lebt im Elend?

Felix.

O! sie leidet den bittersten Hunger . . .

Delys.

Man wird sie also um ein Stück Brod haben können.

Felix.

Das will ich nun eben nicht sagen . . . Ich habe sie sehr spröde und zwar recht im Ernst spröde gefunden. Sie ist erst seit kurzem hier in der Hauptstadt angekommen . . . Es ist eine von denen ländlichen Tugenden deren unschuldige Miene mehr Ehrfurcht einflößt, als der romanenhafte Ton aller unserer Průden.

Delys.

Diese Tugend gefällt mir ungemein denn ich bin der Creaturen die ich bisher gehabt habe, ganz müde. Sie haben mich unglaublich viel gekostet, das weißt du; und am Ende haben sie mir nichts als Verdruß gemacht, mich betrogen und die Zeit ist mir bey ihnen lang geworden, welches noch das ärgste war. Ich hatte es verschworen, keine mehr zu nehmen; aber aus dieser da, will ich doch, bey meiner Ehre! etwas machen; ich

ich will sie nach der grossen Welt bilden. Vielleicht finde ich an ihr eine junge unerfahrne und erkenntliche Seele. Es gefällt mir, ich weiß nicht was, an ihrem Wuchs, an ihrem Gang . . . Sie ist artig genug um mir Ehre zu machen; ich verspreche es mir wenigstens. Du must mich warnen, wenn sie mir Schande machen sollte . . . Es wäre lächerlich . . .

Felix.

Wenn Sie mir erlauben, mein Herr, so muß ich Ihnen sagen, daß ich einige Aehnlichkeit zwischen Ihnen und dem Mädchen finde.

Delys (freundlich lächlend.)

Wilst du mir, oder ihr, damit ein Compliment machen?

Felix.

(mit einem schmeichlenden Ton.)

O! es ist ja der ganzen Welt bekannt, daß Sie mein Herr . . .

Delys.

Ich bin nicht übel gemacht, es ist wahr; ich bin nicht übel gemacht. Glaubst du aber wohl, daß ich sie auf den ersten Anblick verliebt machen werde? Darf ich wohl hoffen dieses junge Herz mit Sturm zu erobern? Du weißt ich seufze nicht gern lange. Meynst du also, daß es mir nicht viel Mühe kosten werde, diese stolze und strenge Schönheit zu besiegen? . . . Wie nennst du sie?

Felix.

Charlotte.

Delys.

Man muß ihr einen anständigern Namen geben. (Er lacht) Ist das nicht wunderbar,

daß

daß die Schönheit unsere vornehme Damen fliehet, um hier bey der Armuth zu wohnen . . . Uebrigens ist es so recht gut . . . recht gut . . .

Felix.

Wenn ich es hätte voraus sehen können, daß dieses Mädgen Euer Gnaden gefallen würde, so wolten wir schon weiter in der Sache seyn.

Delys.

Ich habe sie nur erst gestern recht genau gesehen. Ob sie gleich ein wenig blaß ist, so sieht man doch aus ihrer ganzen Bildung, daß sie zur Wollust geschaffen ist.

Felix.

Ich schätze mich glücklich, daß ich eine so unvermuthete Gelegenheit gefunden, sie zu sehen. Wenn mich aber noch etwas beunruhiget, so ist es ihr Bruder.

Delys.

Delys.

Ist er auch ihr Bruder?

Felix.

Man hat nicht Ursach daran zu zweifeln . . .

Delys.

Nun? Dieser Bruder . . .

Felix.

Wenn dieser nur nicht einer von denen empfindsamen Armen ist, die heldenmüthig Hungers sterben, um ihre Ehre zu retten.

Delys.

Ehre bey der Dürftigkeit! (Er lacht spöttisch) Ich habe schon mehr als einmal die Wirkung einer Goldbörse gesehen; sie bringt uns geschwinde zum Ziel und überwindet alle Schwierigkeiten. Die allerstrengste Sittenlehre schweigt bey dem Anblick des Goldes. Dies ist das beste Opium, wodurch

man

man die Tugend selbst einschläfern kan. Ich mache den Anfang, daß ich von diesem Gift eine gute Dosis gebe um auf einmal den Kopf und das Herz dadurch zu benebeln. Nichts auf der Welt thut eine bessere Wirkung und ich habe bemerkt, daß in der Folge die Hofnung zum Gewinn mehr ausrichtet, als die Geschenke selbst . . . Du hast gesagt man habe ihn hieher bestellt? . . .

Felix.

Man giebt, nach Ihrem Befehl, genau acht, wenn sie beyde zurück kommen werden.

Delys.

(mit einem spöttischen Lächlen.)

Ich kan die Zeit kaum erwarten, bis ich meinen zukünftigen Herrn Schwager werde kennen lernen.

Felix.

Im Grunde betrachtet, so ist dieses sehr vortheilhaft für ihn.

Delys.

Delys.

Es wäre schön, wenn diese Leutchen lieber im Elend bleiben, als ihre traurige Vorurtheile ablegen wolten ... das kan aber nicht seyn; man hat zu viele Beyspiele vom Gegentheil; gar zu viele ... Was habe ich heut Abend zu essen?

Felix.

Hier ist der Küchenzettel (er giebt ihm einen grossen Bogen Papier)

Delys (liest.)

Zehn Couverts ... Fünf Trachten eine jede zu sieben Schüsseln ... gut! ... so hab ichs gerne ... Ein Capaun! ... recht gut! ... Ein Ragout von Hahnenkämmen und Carpfenzungen ... vortreflich! ... Keinen Wein, wir wollen Wasser und feine Liqueurs trinken ... Der Herr weiß doch, daß wir morgen auf die Jagd gehen?

Felix.

Ja ich weiß es . . . Es ist alles dazu in Bereitschaft. Ihre Jagdtasche, die Flinte mit dem doppelten Lauf . . . Ich glaube man kömt, jemand anzumelden.

Delys.

Sieh ein wenig, wer da ist.

Ein Bedienter.

Der Mensch, den Euer Gnaden zu sprechen verlangen, ist da.

Felix.

Da ist er.

Zweyter Auftritt.

Delys, Joseph, Felix.

Delys.

(sitzt in seinem Sessel auf die eine Seite gelehnt und wendet den Kopf mit einer halb hochmüthigen und halb lachenden Miene nach der Thür zu. Er ißt Confect aus einer Schachtel, die er in der Hand hält und mit welcher er spielt.)

Laßt ihn näher kommen.

Joseph.

Joseph (zu Felix.)

Man hat mir gesagt, daß . . .

Felix.

Geht nur näher hinzu und sprecht mit dem Herrn selbst.

Joseph (mit einer Verbeugung.)

Mein Herr . . .

Delys.

Ja, mein Freund, ich habe dich rufen lassen; man hat mir gesagt du seyst sehr arm; ist das wahr?

Joseph (mit einer e dlen Einfalt)

Mein Herr, ich bin Joseph, ein Handwerksmann und nicht Ihr Freund; wenn ich das wäre, so könnten wir uns dutzen. Ich verbitte mir eine Vertraulichkeit, die mich erröthen macht; ich bin aus keiner andern Ursache arm, als, als weil es zu viel Reiche giebt.

Delys.

Wie! du sprichst in einem Ton . . .

Joseph.

Ich wiederhole es noch einmal mein Herr, reden Sie selbst entweder in einem andern Ton mit mir, oder ich verlasse Sie. Sie sind nicht der erste von dem ich eine dergleichen Begegnung nicht vertragen, wollen; und wenn mein Glück davon abhienge, so würde ich Ihnen dieses mit eben der Herzhaftigkeit sagen. Es ist ein sehr schimpfliches und unbilliges Recht, welches sich die mehresten Reichen über uns Arme anmassen. Muß man denn deshalb verachtet werden, weil man arm ist! (Er geyt nach der Thür zu.)

Felix (bestürzt.)

Das ist etwas ganz neues.

Delys (steht auf)

Der Mensch ist sonderbar. Ich will, nicht, daß er weggehen solle (zu Joseph.) So höre

er

er denn, Herr Joseph; er wird auch gar leicht böse. Er weiß noch nicht, weshalb ich ihn habe rufen lassen. Nur noch einen Augenblick Gedult, so wird er sich nicht mehr über mich beklagen.

Joseph.

Verzeihen Sie mir, daß ich auf eine so trotzige Art mit Ihnen geredet; ich bin aber in dergleichen Fällen nicht Meister über mich . . . Ich weiß es gar wohl, daß ich anderer Leute Hülfe bedürftig bin.

Delys.

Ich bin willens seinen Zustand ein wenig erträglicher zu machen. Ich bin im Stande ohne mir wehe zu thun, ihm so viel zu geben, daß er ein bequemers Leben führen kan. Ich meyne es von Herzen, wie ich rede. Hier hat er etwas weniges zum Anfang; er wird es doch nicht ausschlagen? Es sind funfzig Louisd'or. (er giebt ihm die Börse.)

Joseph.

Sie setzen mich in Erstaunen mein Herr! Funfzig Louisd'or! und die geben Sie mir? Was für Dienste habe ich Ihnen dafür geleistet? . . . Was begehren Sie von mir? Was für einen Preis setzen Sie auf dieses Geschenk?

Delys.

Ich besitze einiges Vermögen. Er ist nach seinen eigenen Geständnis arm, ich schenke ihm also dieses Geld; ich schenke es ihm.

Joseph (mit einem edlen Stolz.)

Ich habe nichts gethan, wodurch ich ein solches Geschenk verdienet hätte. Erlauben Sie mir mein Herr, daß ich ihnen sage, daß mir dieses Geschenk verdächtig vorkommt . . . Leute von Ihrem Stande pflegen selten etwas ohne Absicht wegzuschenken.

Delys.

Delys.

Ich bin nicht von dieser Art, mein Freund; das was ich ihm anbiethe, gebe ich ohne alle Absicht: Wozu also dieses Mißtrauen und diese Weigerung es anzunehmen! Glaubt er, daß ich nicht im Stande bin jemand Gutes zu thun! Und wenn er noch ferner Bedenken trägt, so muß ich ihm sagen, daß ich ein Gelübde gethan, und solches jetzt an ihm erfülle.

Joseph.

Mein Herr, Sie scherzen mit mir . . .

Delys

(drückt ihm die Börse in die Hand.)

Nein, es ist mein ganzer Ernst; nehme er das Geld, es ist ihm geschenkt.

Joseph.

Es ist mir geschenkt! (heftig) Großmüthiger Mann! Sehen Sie mich zu Ihren Füssen . . . Ja, ich will es annehmen . . . Ich wür-

würde unbillig seyn, wenn ich es nicht annähme. (Er hält die Börse mit beyden Händen in die Höhe) Hierin, hierin ist das Mittel meinen Vater zu befreyen und uns alle drey glücklich zu machen; aber ich zittere, wenn ich daran denke, daß ich mich betrügen könne ... Ich weiß nicht ob ich es wagen darf ... Sie schenken mir selbige, sagen Sie, Sie schenken mir selbige?

Delys (lachend.)

Ja doch, ja, ich schenke sie ihm ... ich schenke sie ihm.

Joseph.

(drückt das Geld mit einer Art von Entzückung an seine Brust.)

Nun, so soll es mir denn die ganze Welt nicht rauben ... Heiliges Gold, ich drücke dich an meine Brust. Durch dich sollen die Empfindungen der Natur und der Zärtlichkeit befriediget werden ... Jetzt fühle ich

zum

zum ersten mal, daß man dich liebgewinnen, dich vergöttern kan. (zum Delys) Ich werde wieder kommen, mein Herr; ich werde wieder kommen. Sie sollen sehen, was für einen Gebrauch ich von diesem Gelde gemacht ... Sie werden für Freuden mit uns weinen müssen, und das wird Ihre Belohnung seyn ... der Himmel segne Sie dafür mit wahren Gütern! Mein Vater! Ach ich will geschwinde laufen; ich fürchte unterwegens zu sterben.

Dritter Auftritt.

Delys, Felix.

Felix.

Ich glaube er wird närrisch darüber.

Delys.

Siehst du nun die unfehlbare Wirkung meiner Arzeney. Er wird keine stärkere Dosis mehr nöthig haben.

Felix.

Funfzig Louisd'or, das ist viel vor einen solchen Menschen, und das heisse ich sein Geld verschwenden . . .

Delys.

So, so, mein Herr Haushofmeister, weil ich das Geld von ihm geliehen habe, so meinet er es stünde ihm an, mir deshalb Vorstellungen zu machen . . . Ich verbitte mir alle weitere Erinnerungen; ich will nichts weiter davon hören.

Felix (bey Seite.)

Gut; das wolte ich eben haben. Ich höre es gern, wenn ein Herr so spricht.

Delys.

Die hundert tausend Thaler, die ich bald einziehen werde, ob es gleich der Notarius zu verhindern sucht, die werden meiner Ausgabe wieder das Gleichgewicht geben. Ich will

will mein Vermögen geniessen, und seitdem ich das Geld mit vollen Händen austheile, habe ich nichts rechtes nach meinem Geschmack gefunden. (Er gähnt) Wenn man mich böse macht, so gebe ich alles weg . . . Das Vergnügen muß doch an einem Ort stecken; ich will es so lange verfolgen, bis ich es in meiner Gewalt habe. (Er gähnt wieder) Wenn sie kommt, so muß man ihr sagen, ihr Bruder sey hier, sonst möchte sie vielleicht . . .

Felix.

In Wahrheit, mein Herr sie trauen mir doch gar zu wenig zu. Was Sie mir da sagen, weiß ich schon lange auswendig . . . Erzeigen Sie mir doch die Ehre und glauben . . .

Delys.

Geh nur, geh! . . . Ich glaube wahrhaftig ich bin schon verliebt, denn ich kan es kaum erwarten, bis sie kommt.

Ein Bedienter.

Der Herr Dů Noir ist da.

Delys.

Laßt ihn herein kommen . . . (zu Felix) Halt du wenigstens Schildwacht und gieb mir sogleich Nachricht.

Felix, (aufgebracht)

Zum Henker! mein Herr; ist denn das heute mein erstes Probstück? Ich weiß, ich begreife, ich verstehe . . .

Vierter Auftritt.

Delys, Dú Noir.

Delys.

Willkommen Herr Dů Noir; nehmen Sie sich einen Stuhl.

Dú Noir.

Ich komme zu einer glücklichen Stunde; Sie sind allein und wir können also von Ihren Geschäften reden.

Delys.

Von Geschäften? damit verschonen Sie mich, wenn es Ihnen beliebt.

Dú Noir.

Aber es muß doch seyn . . . Zehn mal war ich schon deshalb bey Ihnen . . . wir müssen davon reden.

Delys.

Nun so machen Sie es dann kurz, wenn ich bitten darf, denn ich erwarte ein junges Frauenzimmer.

Dú Noir.

Wenn sie kommt, so werde ich gehen.

Delys.

Nun dann . . . Machen Sie nur geschwind; wovon ist die Rede?

Dů Noir.

Es betrift noch immer die Person, welche Ihr seliger Herr Vater in seinem Testament für Ihre Schwester erkläret hat.

Delys.

Hat man denn einige Nachrichten von ihr?

Dů Noir.

Sie hatten mir befohlen mich ins geheim ihrenthalben zu erkundigen um den künftigen Verdrieslichkeiten, die für sie daraus entstehen könnten, vorzubauen. Ich habe aber bis jetzo noch nichts erfahren können, man weiß nicht, wo sie hingekommen sind. Man hat mir geschrieben, daß Ihr Oheim, der sie aufgezogen, nach dem Tode seiner Frauen mit ihr und seinem Sohn das Dorf verlassen, nachdem er viel Unglück ausgestanden. Sie sind hernach wer weiß wo herum geirret. . . .

Delys.

Desto besser.

Dü Noir.

Desto schlimmer; denn wenn wir ihren Aufenthalt wüßten, so könnten wir die nöthigen Masregeln nehmen um sie ausser Stand zu setzen, uns zu schaden.

Delys.

Vielleicht haben wir gar nicht einmal Ursache uns ihrenthalben zu beunruhigen, weil sie schon lange todt seyn mag . . . Als mein Vater das Land verließ, wo er gebohren worden, um anderwärts sein Glück zu suchen, das er auch endlich gefunden hat, war ich erst sechs Jahr alt. Ich erinnere mich noch kaum dieser Schwester die bey ihrem Oheim, der ein guter ehrlicher Landmann war, einer Amme überlassen wurde. Ich erinnere mich dessen nur wie im Traum. Ich habe seit der Zeit so viel gesehen, daß ich das Vergangene darüber vergessen. Ich begreife gar nicht, wie mein Vater auf den thörichten

Ein-

Einfall gekommen, sich dieses Kindes zu einer Zeit zu erinnern, da er um meines Vortheils willen ganz und gar nicht daran hätte denken sollen. Er hat mir dadurch einen schlechten Streich gespielt. Entweder hätte er sie mit sich nehmen, und eben so wie mich erziehen oder ihrer gar nicht mehr Erwähnung thun sollen. In dem Stande, worin ich jetzt bin, würde es sich durchaus für mich nicht schicken, eine Bäurin für meine Schwester zu erkennen.

Du Noir.

Ach das wäre höchst unanständig! Ihr Herr Vater hat es bey seinen Lebzeiten gar wohl eingesehen, wie nachtheilig Ihnen eine solche Verwandschaft seyn würde, und aus keiner andern Ursache hat er sich vor seinem Bruder verborgen gehalten. Wie hätte er nur verlangen können, daß Sie nach seinem Tode eine Person für Ihre Schwester erkennen

nen

nen solten, die er in seinem Leben nicht dafür erkannt wissen wollen. Daß doch die Leute, wenn sie aus der Welt gehen, gleich alle unsere Gebräuche und Gewohnheiten vergessen.

Delys.

Ich solte die Hälfte von meinem Vermögen verlieren, da das Ganze kaum für mich hinreichend ist? Das thue ich nimmermehr! Ich wüßte nicht wii ich mie neunzig tausend Gulden Renten leben solte. Vor meinen Vater war das vielleicht vor zwanzig Jahren genug; aber ich, ich muß wenigstens doppelt so viel haben.

Du Noir.

Allerdings! Ein Pachter muß Staat machen und viel aufgehen lassen; denn wodurch könnte er sich sonst ein Ansehen geben. Unter uns gesagt, diese Herrn können sich weder durch ihre Geburt, noch durch grosse Handlungen hervorthun.

Delys.

Aber . . . unterdessen, mein Herr Dû Noir . . .

Dû Noir.

Um Verzeihung . . . Ich bin vielleicht ein wenig zu offenherzig; aber Sie wissen, wie vertraut ich mit Ihrem Herrn Vater war. Wir haben uns noch gekannt, als wir beyde nicht viel hatten. Wenigstens dachte er damals an keine Equipage, und die sechs Häuser, die ich jetzt in Paris habe, gehörten noch den Familien von welchen ich sie nach und nach gegen gestempelt Papier eingetauscht.

Delys (lächelnd.)

Ja, ja Sie sind kein Narr, Herr Procurator.

Dû Noir.

So bettelarm ich auch damals war, so erinnere ich mich doch dieser Zeiten noch immer mit Vergnügen. So weit konnte ich es aber doch

doch nicht bringen, als Ihr Herr Vater.. Wir hatten keine Geheimnisse für einander. Er wurde zu eben der Zeit Commis bey einem Generalpachter, als ich die zweyte Stelle in einer Schreibstube erhielt. Als ich endlich, dem Himmel sey Dank! nach zehenjähriger Mühe und Arbeit Procurator wurde, da haben wir einander manchen Dienst geleistet; ich habe gemacht, daß er mehr als einen schweren und verworrenen Proceß gewonnen . . . Er hat auch jederzeit viel von mir gehalten . . . und ich kan wohl sagen, daß er mich recht lieb gehabt.

Delys.

Davon hat er Ihnen die stärkste Probe gegeben, indem er Sie zum Executor eines Testaments eingesetzet, wodurch ich die Hälfte meines Vermögens zu verlieren in Gefahr stehe.

Du Noir.

Der Notarius wird ihm die Hölle heiß gemacht haben; Der moralisirt beständig.

Einem Menschen, der eben im Begrif ist aus der Welt zu reisen, muß man zu der Zeit eine kleine Schwachheit nicht übel nehmen. Ich weiß selbst nicht, wie ich mich in diesem kritischen Zeitpunkt betragen werde. Doch daran sind wir noch nicht: (Nach einem kurzen Nachdenken) Seyn Sie unbesorgt; ich will Ihnen aus der Noth helfen. Wir haben so viel Auswege in unserer Kunst, sie ist so weitläuftig, so unergründlich, so zusammengewebt, daß wenn Ihre Schwester jemals zum Vorschein kommen solte, ich sie in ein solches Labyrinth verwickeln will, wo sie sich niemals wieder heraus finden kan. Wenn uns nur der verzweifelte Notarius nicht im Wege stünde. Es wird uns Mühe kosten ihn auf unsere Seite zu bringen.

Delys.

Wir wollen noch einmal zu ihm gehen.

Du Noir.

Dü Noir.

Sie haben recht . . . Sie dürfen nur befehlen.

Delys.

Er ist Ihnen nicht gut, Herr Dü Noir.

Dü Noir.

Das hat nichts zu sagen; Leute von unserer Art, vertragen sich eben so leicht wieder, als sie sich entzweyet haben. (Felix tritt herein)

Delys.

Es kommt jemand; ich habe Ihnen ja gesagt . . .

Dü Noir.

Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen.

Fünfter Auftritt.

Delys, Charlotte., Felix.

Delys.

Ist sie das?

Felix (leise.)

Ja.

Delys.

Gut, gut!

Felix.

(geht zurück und läßt Charlotten herein treten.)

Nur herein; Mademoiselle; ich sage es ihr ja, daß ihr Bruder da ist und mit meinem Herrn spricht. (Charlotte ist kaum in das Zimmer getreten, so geht Felix heraus und schließt die Thür eilends hinter ihr zu.)

Delys.

(geht auf Charlotten zu)

Komme Sie, mein schönes Kind! Komme Sie! . . . Warum fürchtet Sie sich?

Charlotte.

(will die Thür wieder aufmachen.)

Verzeihen Sie mein Herr . . . man hat mir gesagt, daß mein Bruder hier sey . . .

Mein

Mein Bruder ist aber nicht hier . . . Man hintergehet mich . . .

Delys.

Nun, was soll denn Ihr Bruder? . . . Er ist den Augenblick fortgegangen . . . Er komt wieder, verziehe Sie nur einige Minuten.

Charlotte.

(giebt sich alle Mühe die Thür zu eröfnen.)

Ich will ihn lieber zu Hause erwarten, wenn Sie mir erlauben . . . aber die Thür . . . die Thür ist verschlossen.

Delys.

O! unsere Thüren öfnen sich nicht so leicht; sie haben eine verborgene Feder . . . Fürchtet Sie sich denn, einen Augenblick bey mir allein zu seyn! Ich habe ihr so viel zu sagen.

Charlotte.

(nimt einen ernsthaften und gesetzten Ton an, wobey man aber doch einige Furcht wahrnimt.

Nein, mein Herr, ich fürchte mich gar nicht; Sie können mir sagen, was Sie wollen.

Delys.

(Nimt ihre Hand, die sie aber zurück zieht.)

Viel, viel Gutes habe ich Ihr zu sagen . . . Wir müssen uns aber niedersezzen . . . Was hat Sie denn nur immer nach der Thür zu sehen? . . . Sie sagt ja, Sie fürchte sich nicht! Sie ist doch wohl nicht so herzhaft. Die kleinen Hände zittern ja . . . Setze Sie sich; . . . Wir wollen ordentlich mit einander reden. (Er giebt ihr einen Sessel)

Charlotte.

Mein Herr, ich bin gewohnt stehend mit den Leuten zu reden.

Delys.

Sie ist ein so schönes Kind, und doch so eigensinnig! Nun meinetwegen wie Sie will . . . Betrachte Sie einmal dieses Zimmer, diese schöne Sachen, die großen Spiegel, wie das alles so schön ist, und sage Sie mir dann, ob Sie nicht Lust hätte in einem solchen Zimmer zu wohnen, schöne Kleider und Geschmuck zu haben, sich beständig im Spiegel geputzt zu betrachten? Ist das nicht alles unvergleichlich und wünschenswerth? . . . Und was noch weiter dazu gehört . . . Bediente, eine prächtige Tafel, einen Wagen . . . Denke Sie eiumal, einen Wagen! Muß das nicht ein Vergnügen seyn, in einen Wagen zu fahren! Nicht wahr?

Charlotte.

Ich kan noch nicht errathen, mein Herr, was Sie eigentlich sagen wollen.

Das glaube ich wohl; es ist auch in der That nicht so leicht sich einzubilden . . . Höre Sie mir nur zu: Wenn man Sie nun gleich auf der Stelle in diesen Zustand versezzen wolte; wenn Sie zum Exempel die Gemahlin eines sehr reichen Mannes, ohngefehr so wie ich, werden könnte; was würde Sie wohl darum geben?

Charlotte.

Nichts mein Herr.

Delys.

Nichts! . . das liebe Kind, sie ist sehr naiv; sie glaubt, sie habe nichts zu geben.

Charlotte.

Ich sage es Ihnen aufrichtig mein Herr, ich beneide diese große Bequemlichkeit nicht, wo man alles, wo man sich selbst vergißt. Ich würde ohnmöglich in diesem Ueberfluß leben können, ohne täglich daran zu denken,

daß

daß so viel Arme, die im Elend schmachten, einen gerechten Anspruch daran haben . . . Ich weiß selbst was Armuth ist, und rede also aus der Erfahrung.

Delys.

Weder Sie, mein liebes Kind, noch Ihr Bruder soll künftig mehr wissen, was Armuth ist. Ich will euer Glück machen. Ich habe Ihrem Bruder würklich schon eine Goldböse gegeben. Wie er so vergnügt fortgieng! Wie er mich so lieb hat!

Charlotte (mit Verwunderung.)

Mein Bruder? Sie haben ihm Geld gegeben? Ach mein Herr lassen Sie mich ihn nachlaufen . . . Er muß es Ihnen wieder zurück geben.

Delys.

Wie?

Charlotte.

Eine so ausserordentliche Freygebigkeit hat gewiß Absichten zum Grunde, die mich erschrecken.

Delys.

Was das für Reden sind! Ich verlange ja nur ein wenig Erkenntlichkeit . . . Sie wird vielleicht wieder sagen Sie hätte nichts; Sie verstehe mich nicht.

Charlotte.

Nein, mein Herr, das werde ich nicht sagen. Ich fürchte vielmehr, daß ich Sie nur zu gut verstanden habe . . . Ich kan nicht länger hier bleiben; lassen Sie die Thür aufmachen, lassen Sie aufmachen, ich bitte Sie . . . ich bitte Sie . . .

Delys.

Dabey würde ich zu viel verlieren; ich müßte grausam gegen mich seyn, wenn ich so gefällig gegen Sie wäre. Warum verlangt

Sie

Sie, daß ich mich selbst so sehr hassen soll? Dazu habe ich mich zu lieb, und das wird doch kein Verbrechen seyn? Wenn Sie mir nachahmen wolte, so solte Ihr nichts fehlen. Sie solte es besser bey mir haben, als wenn Sie die Gemahlin eines Herzogs, oder eines Prinzen wäre.

Charlotte.

(mit einer edlen Standhaftigkeit.)

Sie haben mich also deshalb unter dem falschen Vorwand, daß mein Bruder mich zu sprechen verlange, hieher gelockt, damit Sie mir einen solchen Antrag thun könnten? Sie glauben also ein Recht zu haben uns beleidigen zu dürfen, weil wir arm sind, und weil sich niemand unserer annimt. Sie schämen sich nicht uns dergleichen Fallstricke zu legen, und uns, durch die Verachtung mit welcher Sie uns begegnen, unser Elend noch fühlbarer zu machen. Sie glauben, daß wir

gar keiner Tugend fähig sind, und daß es etwas leichtes sey uns zu entehren, weil Sie sich schon im voraus einen gewissen Sieg versprochen. Sie bilden sich vielleicht ein, daß der Mangel mit der Niederträchtigkeit und dem Laster nothwendig vergesellschaftet seyn müsse. O! wie glücklich bin ich, daß ich eine gute Erziehung erhalten. Ohne diese würde ich vielleicht in Gefahr seyn, durch diese Scheingüter, die Sie mir anbiethen, verführt zu werden. Ich würde diesen kostbaren Schatz, die Achtung die man für sich selbst haben muß, und die nur der kennt, der seinen eigenen Wehrt zu schätzen weiß, verlieren; ich würde die Ruhe, welche die Unschuld begleitet, kurz ich würde alles verlieren. Man würde mich eine Unglückliche nennen und ich würde es auch in der That seyn; denn alles, was mein Auge um mich her erblickt, würde mich schamroth machen.

Delys.

Delys.

Wenn man sie reden hört, solte man glauben, sie sey die Pamela ... Aber das ist doch keine Dorfsprache ... Sage Sie mir doch, wo ist Sie erzogen worden? ... Sie kennet also die Welt schon, wie ich höre.

Charlotte.

Seitdem wir unser Dorf, wohin ich mich noch oft zurück sehne, verlassen, haben wir uns in verschiedenen Städten aufhalten müssen, wo wir in der Gesellschaft ehrlicher Leute unsere Sprache und unseren Geist gebildet. Mein Bruder und ich, wir lesen beyde gern, und bringen die kurzen Augenblicke, die uns übrig bleiben, damit zu; dies ist ein sehr angenehmer Zeitvertreib, der uns nichts kostet. Wir fühlen unsere Noth dann und wann dadurch erleichtert. Ich erinnere mich gar wohl der Geschichte der Pamela, und wenn Sie selbige auch gelesen haben, so solten Sie dadurch gerühret worden seyn.

Delis (bey Seite.)

Ich habe es mir eingebildet, daß Sie belesen sey (zu Charlotten) Sie ist also durch Bücherlesen so klug geworden.

Charlotte.

Und durch das Unglück, welches noch unterrichtender ist.

Delys.

Sie glaubt also daß alles das wahr sey, was in den Romanen steht? Das sind lauter Erdichtungen . . . Das Beyspiel der Pamela ist ein wenig zu unwahrscheinlich . . . Wenn Sie nun so gerne liese, so will ich Ihr Bücher geben, die noch besser sind; Bücher mit Kupfern, so schön, als Sie in Ihren Leben nicht gesehen hat . . . Auf mein Wort, ich gebe Ihr von diesen Büchern aus meiner Bibliothek; sie werden Ihr gewis gefallen.

Char-

Charlotte.

Ich lese keine andere Bücher als solche, die mein Bruder für gut hält; man hat uns schon mehrmalen einige geliehen, die er gleich wieder zurück gegeben, ohne ein Blatt darin zu lesen.

Delys.

Ihr Bruder ist also auch sehr gewissenhaft? ... Ließt er auch gern?

Charlotte.

Wir haben von Jugend auf einerlei Beschäftigungen und einerlei Denkungsart gehabt.

Delys.

Das heißt, ihr habt einerlei Vorurtheile eingesogen ... Es ist eine recht gute Sache um die Moral, wenn man nichts anders zu thun weiß ... Alle die Bücherschreiber lachen selbst ins geheim über das, was sie geschrie-

schrieben haben. Wenn man jung und schön ist, so muß man die Vergnügungen des Lebens geniessen; dieses sind Vorzüge, die ein junges Frauenzimmer auf den Thron erheben, wo sie als eine Königin verehrt und bedienet wird. Man darf nur nicht blind seyn wollen, so wird man den Weg zu diesem Glück ohne Mühe entdecken. Alle diese mit Gold und Edelgesteinen bedeckte Creaturen, die man bey den öffentlichen Festen antrift, die dort als Göttinnen glänzen, würden vor Hunger sterben, wenn sie nicht die Vorurtheile abgelegt hätten, wodurch so manches schöne Gesicht im Mangel verschmachtet . . . Die Wollust hintergeht uns niemals, niemals... (feurig und indem er sie umfaßt) Du bist so schön, wie Psyche, aber auch so furchtsam und wild; du stellst dir die Liebe als ein Ungeheuer vor. (mit Hitze.) Wage es nur einmal sie anzuschauen, du wirst von ihren Reitzen entzückt werden.

Char-

Charlotte.
(tritt ganz bestürzt zurück.)

Mein Herr, lassen Sie die Thür aufmachen . . . den Augenblick lassen Sie aufmachen, oder ich werde alles wagen —

Delys.

Gemach! Nicht so hitzig! Ihr Bruder . . .

Charlotte.

Ich will meinen Bruder nicht länger erwarten . . . Ach wenn er wüßte! . . .

Delys.

Wie so? wenn er wüßte . . . Sie hat nichts von ihm zu fürchten; wir sind beyde einig. Ich mache ihn zu meinem Liebling. Er weiß den Wehrt des Glückes, das ich Ihr zugedacht, besser zu schätzen.

Charlotte. (mit Verachtung.)

Niederträchtiger Mensch, Sie unterstehen sich meinen Bruder auf eine so unwür-

Bayerische Staatsbibliothek München

dige Art zu verläumden. Sie haben ihm nicht Zeit genug gelassen, sich zu bedenken, als er das Geld von Ihnen angenommen. Er wird es Ihnen von selbst wiederbringen, so bald er . . . Sie sollen erfahren, wie sehr wir alles dasjenige verachten, was von Ihnen komt. Der Mangel und das Elend mögen uns immerhin verfolgen, es wird uns höchstens unser Leben kosten.

Delys.

Was hat Sie nur für falsche Begriffe? . . . Ich wünsche ja nichts mehr, als Sie vergnügt und glücklich zu sehen . . . Ich biete Ihr ein Glück an, das so manche beneiden wird; mein Vermögen, mein Herz. Ich will es zugeben, daß der erste Antrag Sie ein wenig in Eifer gebracht. . . . Aber besinne Sie sich doch. . . . Ich werde Ihr mit aller Ehrerbietung begegnen. Wir wollen vernünftig davon reden.

Char-

Bayerische Staatsbibliothek München

Charlotte.

(sieht sich auf allen Seiten um, als ob sie etwas suche.)

Zum letztenmal mein Herr, lassen Sie die Thür aufmachen.

Delys.

O! Bey meiner Ehre! Nein, das geschieht nicht ... Wir müssen als gute Freunde auseinander gehen ... So wahr ich lebe! alle Mühe ist vergeblich. (Charlotte ergreift herzhaft die Flinte mit doppelten Läufen, die sie in einer Ecke gewahr wird.) Was, zum Henker! macht Sie da? Was macht Sie?

Charlotte. (herzhaft.)

Ich will hinaus ... Kommen Sie nicht näher.

Delys. (erschrocken.)

Um des Himmels willen! Mademoiselle, lasse Sie die Flinte stehen, sie ist scharf geladen ... Nehme Sie sich in Acht.

Charlotte.

(in einem gesetzten Ton.)

Er ist unglücklich, wenn er mir zu nahe kommt. (Sie stößt aus allen Kräften mit der Flintenkolbe an die Thür, und schreyet.) Ihr Herren macht auf! Macht auf! Ich bitte, macht auf! (In dem Augenblick geht die Flinte auf einer Seite los, und fällt ihr aus der Hand auf den Boden.)

Delys.

(fällt vor Schrecken in seinen Lehnstuhl.)

Ach!

Felix.

(draussen, indem er die Thür auf einmal ganz aufreißt.)

Zu Hülfe! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Charlotte. (läuft davon.)

Leben Sie wohl!

(Felix und Delys bleiben in der ersten Stellung unbeweglich, sehen sich einander an, und keiner kan ein Wort sprechen.)

Sechs-

Sechster Auftritt.

Felix.

(nach einem langen Stillschweigen.)

Ein Flintenschuß? . . . Wo kam der her? . . . Wer ist verwundet? . . . Ich kan mich von dem ersten Schrecken noch gar nicht erholen.

Delys.

Ich bin selbst ganz betäubt . . .

Felix.

Ich kan nicht begreifen wie . . .

Delys.

Um herauszukommen, hat sie die Thür mit der Flintenkolbe einstoßen wollen . . . Die Flinte ist losgegangen . . . Sie hätte mir beynahe den Kopf zerschmettert . . .

Felix.

Nichts weniger als das, mein Herr! . . . Was die mit ihrer Tugend so keck ist!

(er nimmt die Flinte behutsam auf.) Aber das ist ein öffentliches Aergerniß. Das ganze Haus ist in Aufruhr; man wird kommen und . . .

Delys.

Wir wollen geschwinde den Leuten entgegen laufen. Wir wollen sagen, es hätte nichts zu bedeuten . . . Du mußt dich stellen, als ob du lachest. (zornig.) Nun so lache doch . . .

Felix. (zwingt sich zum Lachen.)

Ja doch, ja, mein Herr, ich will lachen . . . Ah! Ah! Ah!

Ende des zweyten Aufzugs.

Drit-

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Diese Scene geht auf dem Ruheplatz einer Treppe vor, welche zu dem Vorzimmer des Herrn Delys führet.

Remi, Joseph.

(Joseph führt den alten Remi gleichsam im Triumph und mit den Kennzeichen der lebhaftesten Freude)

Joseph.

Hier ist das Haus unsers Wohlthäters. Dieses ist sein Zimmer; wir wollen eilen, und uns ihm zu Füßen werfen. . . . Nach Euch, mein Vater, liebe und ehre ich diesen Mann über alles. Wie grosmüthig hat er durch seine Wohlthat meine Sorgen und meinen Kummer gelindert . . . O! mein

mein Vater, ich habe jetzt keine Sorgen mehr; weder Ihr noch ich werden künftig Ursach haben betrübt zu seyn.

Remi. (indem er sich setzt.)

Ach! mein Sohn, ich bin schon müde; da ich seit zehn Monaten nicht die geringste Bewegung gehabt, so wundere ich mich, daß ich so weit gehen können. . . . Auf Regen folgt doch immer wieder ein Sonnenschein. Und warum solte ich klagen? Ich habe nicht so viel ausgestanden! Nein, der Himmel hat mir einen guten Sohn gegeben. Anstatt daß die Kinder der Reichen gröstentheils hart und grausam gegen diejenigen sind, von welchen sie das Leben erhalten, so haben die meinigen mir die Thränen abgetrocknet, die ich im Unglück vergossen. Ihre zärtliche Sorgfalt hat mir die Armuth und meine Fesseln angenehm gemacht.

Joseph. (umarmt seinen Vater.)

Wie war mein Herz so beklommen, als ich Euch im Gefängnis umarmte! Ich suchte meinen Schmerz vor Euch zu verbergen; aber jetzt ist meine Freude ganz lauter, durch nichts verfälscht. . . O! ich mag gar nicht zurück an Eure Leiden gedenken.

Remi.

Meine Leiden! . . . Ich bin ein Mensch, mein Sohn, und mußte also auch die Leiden der Sterblichen fühlen. O ich habe neben mir Unglückliche gesehen, deren Schicksal noch härter war, als das meinige. Ein Trost, den das Unglück mir nicht rauben konnte, blieb mir noch immer übrig, nemlich der, den das Bewußtseyn meiner Unschuld mir gewährte. Wenn mein Auge über die Ungerechtigkeit der Menschen weinte, so war mein Herz ruhig und unterwarf sich ohne Murren der Fügung des Himmels,

der mir auch Muth gegeben, mein Unglück zu ertragen.

Joseph.

Euer edles grosmüthiges Herz hat Euch ins Gefängnis gebracht. Ihr kontet Euch nicht dazu entschliessen, den Landleuten, Euren Mitbrüdern das Hausgeräthe wegnehmen zu lassen, wenn sie zu unvermögend waren, die geforderte Abgaben zu geben: und da man sich nicht getrauete, diese Gewaltthätigkeit, die gegen die Menschlichkeit streitet, öffentlich zu billigen, so wurdet Ihr als ein Mann betrachtet der in seinem Dienst nicht Eifer genug bewiesen, und dadurch die königliche Einkünfte geschmälert.

Remi.

Ach! ich hätte lieber sterben, als ein Werkzeug dieser Grausamkeit seyn mögen! . . . Wenn ich zwischen den vier Mauren meines engen Gefängnisses durch eine kleine

kleine Oefnung den Himmel erblickte, so war ich schon getröstet. Dort, sagte ich zu mir selbst, wohnet der Beschützer der Unglücklichen. Hier auf der Welt denkt niemand an sie; aber dort sind sie alle vor seinen Augen gegenwärtig.

Joseph.

(mit einiger Lebhaftigkeit.)

O! mein Vater . . . und doch wäret Ihr in dieser schrecklichen Wohnung für Hunger gestorben, wenn . . .

Remi. (lebhaft.)

Nicht weiter, mein Sohn; wo bliebe da die Vorsicht? . . . Der Himmel liebte mich, weil er mir meinen Joseph erhalten hat . . Und wo ist denn meine Charlotte?

Joseph.

Ich habe sie gesehen; ich habe sie gerufen, 'sie kommt schon . . . Komm meine Schwester, komm . . .

Zweyter Auftritt.

Remi, Joseph, Charlotte.

Charlotte.

(kommt gelaufen, und fällt dem Alten zu Füßen.)

Mein Vater, Ihr seyd frey! . . . Mein Vater ist frey! . . . Durch welchen Zufall! . . . Ach mein Bruder! . . . Was für ein unerwartetes Glück!

Remi.

Meine Kinder, meine Kinder, laßt uns alle dem Himmel danken. . . . Ich habe stets auf ihn vertrauet. Die Beweise eurer Zärtlichkeit machen mich doppelt vergnügt. Wir werden uns nicht mehr trennen.

Joseph. (wird den Delys gewahr.

Er kommt auf uns zu mein Vater! Unser Wohlthäter, der uns allen dreyen das Leben wieder gegeben.

Drit=

Dritter Auftritt.

Remi, Joseph, Charlotte, Delys.

Remi. (geht dem Delys entgegen.)

O! mein Herr, wie werde ich Ihnen meine Schuld bezahlen, und womit kan ich Ihnen das Vergnügen vergelten, das ich in diesem Augenblick durch Ihre Güte empfinde.

Joseph. (fällt ihm in die Rede.)

Sehen Sie die Wirkung Ihrer Grosmuth mein Herr . . . Mein Vater, der hier vor Ihnen steht, saß Schulden halber im Gefängnis. Er würde dort vielleicht für Kummer und Elend gestorben seyn; ich habe ihn aber durch das Gold, das Sie mir gegeben, in Freyheit gesetzt. Er ist jetzt wieder bey seinen Kindern. . . .. Sehen Sie, mein Herr, was ich von dem Gelde, worüber ich mich so freuete, für einen Gebrauch gemacht.

Delys.

Delys. (ein wenig betroffen.)

Das ist gut; das ist gut. Setzt Euch mein lieber Alter. Ich thue gern Nothleidenden Gutes ... Ihr werdet es sehen ...

Joseph.

Sie sind unser Schutzgott; wir werden Sie bis an unser Ende lieben und ehren ... Mein Vater, meine Schwester, wir wollen uns ihm zu Füßen werfen. (zu Charlotten, welche weint.) Du weinest für Freuden. (Remi und Joseph knien nieder; Delys hebt sie aber wieder auf.) Mein Herr, diese stumme Thränen mögen Ihnen unsere lebhafteste Dankbarkeit ausdrücken! (zu Charlotten, die stehen geblieben ist.) Wie, du vereinigst dich nicht mit uns? Solte Charlotte unempfindlich und undankbar seyn? ... Ich erstaune, deine Aufführung betrübt mich ...

Charlotte.

(hält ihren Vater bey der Hand.)

Ach! Joseph, Joseph! Halt noch einen

Augen-

Augenblick ein . . . Nein, nein . . . (Sie kan vor Betrübnis nicht weiter reden, und verbirgt ihr Gesicht an ihres Vaters Brust.)

Delys.

(will Charlotten von ihrem Vater trennen)

Es ist genug; lasse Sie jetzt ihren alten Vater ein wenig ausruhen, und mache Sie ihm das Herz nicht so schwer. Er wird einige Erquickung nöthig haben, damit er wieder Kräfte bekomme. Lasse Sie ihn hinunter gehen, ich will dafür sorgen, daß man ihn dort gut bewirthet.

Charlotte.

(die ihren Vater noch immer bey der Hand hält.)

Mein Vater, ich kan nicht reden . . .

Remi.

Was ist dir, meine Tochter? . . . Warum weinst du so?

Char-

Charlotte.

Ach! ... Ihr müßt wieder ins Gefängnis zurück.

Joseph. (erstaunt und betrübt.)

Was sagst du Charlotte?

Charlotte.

Man betrügt dich, mein Bruder; man hintergeht dich, und du weißt nicht ...

Delys.

Stille doch, stille! ... Will Sie denn ...

Charlotte.

Nein, mein Herr, nein; wenn ich schwiege, so würde ich strafbar seyn; ich würde ihre und meine Ehre in Gefahr setzen ... Ich habe ihnen niemals etwas verheelet ... Sie müssen alles erfahren.

Remi.

Wie? meine Tochter, wie? ...

Charlotte.

Das Gold, wodurch eure Freyheit erkauft worden, war bestimt, meinen Bruder und mich zu verführen. Meine Entehrung ist der Preis, den er auf diese Wohlthat gesetzt hat . . . Geht wieder in euer Gefängnis zurück, mein Vater.

Remi (mit einem edlen Anstand.)

Ja, ich will diesen Augenblick wieder dahin zurück gehen, und zwar mit größerem Vergnügen, als ich heraus gegangen bin. Die Sclaverey wird mir erträglicher seyn, als die Freyheit, wenn ich sie Ihnen mein Herr zu verdanken hätte, und ich schäme mich, daß ich sie Ihnen schon auf wenige Augenblicke zu verdanken gehabt. Vielleicht hätte mir dereinst eine großmüthigere Seele meine Fesseln abgenommen; alsdann würde sich mein ganzes Herz dem süßen Gefühl der Dankbarkeit überlassen haben, anstatt daß es jetzt

Unwillen und Reue empfindet. Ich ziehe die schweresten Ketten Ihren schändlichen Anerbietungen vor. Ich will Ihnen eine Verschreibung über die erhaltene Summe geben, wodurch Sie ein Recht auf meine Person erhalten, denn mein alter Körper ist noch das einzige, was ich besitze; aber ich will lieber mit meiner Tochter sterben, als daß ich sie entehrt sehen solte.

Delys.

Ihr übereilt euch, mein guter Alter. Nur noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf . . . Höret mir nur zu!

Remi.

Was brauche ich weiter zu hören? Was können Sie mir sagen, mein Herr? Reden Sie, vollenden Sie ihr angefangenes Werk; durchbohren Sie das Herz eines Vaters; versuchen Sie es dieses Herz zu verführen um seine Tochter entehren zu können. Ich bin

bin arm, aber ich bin ehrlich. Das Unglück hat mich niemals erröthen gemacht; aber jetzt fühle ich mich, durch ihren Anschlag den Sie auf unsere Ehre gemacht, äusserst erniedrigt: Und aus was für einem Grund hoffen Sie, mich zu ihrem Mittschuldigen machen zu können?

Delys.

Es ist mein Entzweck gar nicht, euch zu erniedrigen; ich bin reich und ich darf wohl sagen freygebig. Ich habe das Vermögen euch auf allerhand Art Gutes zu thun. Ist das ein Verbrechen? Ihr seyd der einzige Urheber, eures Unglücks. Ihr wolt lieber im Elend verderben, als ein Glück annehmen, daß euch angebothen wird, ihr . . . (er kan nicht weiter fort, der Anblick des alten Remi macht ihn stumm.)

Remi.

(der ihn mit einer ruhigen und gesetzten Miene ansieht.)

Nur weiter, mein Herr, nur weiter; Sie getrauen sich nicht, mir ins Gesicht zu sehen; Sie können den Blick eines Vaters nicht ertragen . . . So elend so arm er ist, so sehr sehen Sie sich vor ihn erniedriget; er macht Ihnen das schändliche, das niederträchtige bey ihren Absichten fühlbar, denn ich habe noch immer Lust zu glauben, daß Sie im Grunde nicht lasterhaft sind. Nein, das sind Sie nicht . . . Ich sehe es, Sie fühlen in diesen Augenblick wie sehr Sie sich erniedriget, wie tief Sie sich herunter gesetzt. Genug mein Herr, ich will die Beleidigung vergessen, damit Sie desto lebhafter von ihrer Schande überzeugt werden.

Joseph. (wüthend.)

Grausamer, warum konnte ich nicht in ihr Herz sehen! Warum mußten Sie mich hin-

hinkergehen und mir einen Schatten von Glückseligkeit vormahlen, um mich auf einmal desto tiefer in Verzweiflung zu stürzen? O! warum konte ich diese boshafte Anschläge nicht auf ihrer Stirn lesen. Ich würde das Gold, das ich damals segnete, verflucht und vor ihr Füße geworfen haben! Ich würde . . .

Remi.

(in einem befehlenden Ton.)

Schweig, mein Sohn, schweig; ich befehle es dir.

Joseph. (bey Seite.)

Was für neue Qualen! . . . Wir waren der Schande so nahe, und wußten nicht daß dieser Verführer uns solche selbst zubereitete.

Delys (gezwungen.)

Ihr habt mich nicht ausreden lassen . . . Die Neigung, die ich für Charlotten fühle, könte ernsthaft werden. Von ihren Reitzen

bezaubert, könte ich mich vieleicht in eine Verbindung mit ihr einlassen, wodurch alle eure Furcht und Zweifel auf einmal gehoben würden. Das wäre wohl nicht das erste Beyspiel in euren Leben, daß die Schönheit einen solchen Sieg erhält, und die ihrige ist . . .

Remi.

Eine neue Beleidigung, die ich aber verachte, oder die ich vielmehr einem unglücklichen jungen Menschen verzeihe, der noch niemals gewußt was eigentlich die Ehre ist, was sie fordert, was sie für Empfindungen erreget Es giebt einen gewissen gerechten und lobenswürdigen Stolz, der den Armen sehr oft besser ansteht, als den Reichen selbst. Diesen Stolz besitze ich, mein Herr, und was Sie auch anfangen, so werden Sie mich nicht erniedrigen. Nein, niemals . . . Und wenn Sie auch wirklich gesinnet wären sie zu heyrathen, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie selbige nicht

ver-

verdienen. Durch Reichthümer kan man sich der Tugend nicht gleich setzen. Ich habe ihr einen andern Mann bestimt, der im Stande ist sie glücklich zu machen (Joseph und Charlotte spielen hier eine stumme Rolle, welche das, was sie bey diesem Ausspruch des Alten empfinden, ausdrückt.) Ich will sogleich gehen und meinen Vorsatz, um dessen Begünstignng ich den Himmel schon lange angeflehet, ausführen. Das war die einige Ursache, warum ich meine Befreyung so sehnlich wünschte. Ich brauche nur eine Stunde dazu; alsdann werde ich wieder kommen, mein Herr, und mich als ihren Schuldner darstellen und selbst überliefern. . . . Sie glauben mir doch, auf mein Wort?

Delys.

Bleibt, mein guter Alter; Ihr seyd frey.

Remi.

Nein, ich mag Ihnen nichts schuldig seyn. (Er zeigt auf Charlotten.) Sie haben sie beleidigt.

Delys .(geht zu Charlotten.)

Und Sie Charlotte, ist es wahr daß Sie mich verabscheuet. (Charlotte antwortet ihm durch Mienen.)

Remi.

Es ist nicht möglich, daß wir nur eine einzige von ihren Wohlthaten annehmen können; sie sind zu gefährlich für uns, und wehe dem! der sich darum bewirbt . . . Meine Tochter, mein Sohn! (Sie gehen, als ob sie sich entfernen wolten.) Doch nein; bleibt ihr hier . . . Und Sie mein Herr, da Ihr Herz noch nicht so sehr mit dem Laster bekannt ist, als daß es nicht durch das Beyspiel einer über das Unglück triumphirenden Tugend und der Veränderungen des Glücks, welchen wir alle, so

so lange wir leben, unterworfen sind, gebessert werden könte, seyn Sie ein Zeuge eines Geständnisses, das ich nicht länger zurückhalten kan. (Zu seinen Kindern.) Das ist der Augenblick auf welchen ich euch vertröstet, und ich finde es für nöthig, mich in Gegenwart dieses Herrn zu erklären, um dadurch auch den geringsten Funken einer sträflichen Hofnung in ihm auszulöschen . . . Charlotte! . . . Joseph! . . . Ihr glaubt daß ihr Geschwister seyd . . . Meine Kinder, eines von euch beyden . . .

Joseph.

Was saget Ihr! . . . Wir wären nicht beyde eure Kinder?

Charlotte.

Ich zittere für ihn und für mich!

Remi.

Ich werde immer euer Vater seyn; ich werde euch beyde unaufhörlich lieben: ihr werdet mir beständig zugehören und eure Herzen trennen sich nicht von mir, das bin ich überzeugt . . . O! meine Charlotte; ich habe dir oft von deinem Oheim und seinem Sohn gesagt, die in Ueberfluß lebten; ihr wißt beyde wie viel vergebliche Mühe ich mir leider gegeben, ihren Aufenthalt zu finden . . . Das ist dein Vater, Charlotte, und dein Bruder, die ich suchte.

Charlotte. (betrübt.)

Ich bin also nicht eure Tochter!

Joseph.

Ich wäre dein Bruder nicht? O Himmel!

Remi.

Nur einen Augenblick Gedult, meine Kinder, und unterbrechet mich nicht. (zu Charlotten.)

lotten.) Mein Bruder übergab dich mir gleich nach deiner Geburt. Meine Frau tränkte dich und vertrat Mutterstelle bey dir. Da du nun mit meinem Sohn zugleich und als seine Schwester erzogen worden, und ich euch also nothwendig bey einander lassen mußte, so glaubte ich am besten zu thun, wenn ich euch diesen Umstand verheelte, um euch auf eine anständigere und für eure Unschuld gemäßere Art als Geschwister in Einigkeit bey einander zu erhalten. Inzwischen hatte ich die schriftlichen Beweise deiner Geburt beständig bey mir, um selbige in erforderlichen Fall vorzeigen zu können. Ihr wißt selbst, wie ich nach so vielen Widerwärtigkeiten, da ich bald hie, bald dort herum irrte und meine Anverwandten in der ganzen Welt vergeblich suchte, endlich die Hofnung ganz aufgegeben, sie jemals wieder zu finden. Sie hatten ihren Nahmen verändert, und man sagte mir daß sie sich hier in dieser Hauptstadt niedergelassen; aber

aber ich habe nicht die geringste Spur von ihnen entdecken können . . . (zu Charlotten) Mein Kind, du soltest jetzt im Ueberfluß leben und du hast nichts als Dürftigkeit zu erwarten, aber dagegen werden die Tugend, Standhaftigkeit, Unschuld und Ruhe der Seelen, dein Erbtheil seyn. Diese Güter müssen dich wegen dem Verlust der übrigen trösten . . .

Delys (bey Seite)

Ich muß ihn ausreden lassen . . . Diese Nachrichten sind sehr wichtig für mich.

Remi.

Ich habe mir das Recht erworben, dich nach meinem Willen zu verheyrathen. Du mußt einen Mann, einen Beschützer haben, der dich liebt und deinen Werth zu schätzen weiß. Auch die Armen können sich glücklich verheyrathen; dies ist so gar ein Vorzug, weshalb sie von den Reichen beneidet werden. (Joseph und Charlotte halten einander bey den

Hän-

Händen und drücken ihre Empfindungen durch Zeichen aus.) Ja, meine Kinder, ich kenne eure Herzen; sie sind eins für das andere geschaffen, und wenn Joseph jetzt eine Schwester verliert, so soll er in Charlotten eine Gattin wieder finden. (zu Charlotten) Was meynst du Charlotte; wirst du ihn nicht lieber wählen, als diesen Reichen da, und lieber als einen jeden andern?

Charlotte.

(Joseph und Charlotte umarmen sich.)

Bedarf diese Frage wohl eine Antwort?

Delys (bey Seite.)

Welch ein Auftrit! Was für eine Gleichheit . . . Wie werde ich so unruhig!

Joseph.

Charlotte! . . . So werden wir denn auf ewig vereinigt!

Charlotte.

Mein Bruder ...

Joseph.

Vergiß nunmehr diesen Nahmen, und vertausche ihn gegen einen andern, der nicht weniger angenehm ist ... Unter was für Umständen du die Meinige wirst, so werde ich dich unmöglich mehr lieben können, als ich dich wirklich liebe.

Remi.

(zum Delys der sie nachdenkend betrachtet)

Sagen Sie mir mein Herr, ob alle Ihre Reichthümer so viel wehrt sind, als eine einzige von unsern Freuden. Ach! wenn sie doch nur fähig wären dieses süße und reine Vergnügen zu schmecken ... (heftig) Unglückliche Reiche! behaltet nur euer armseliges Gold, und laßt uns die Wollust fur Freuden zu weinen. (Er schließt seine Kinder in seine Arme)

Komt

Komt meine Kinder, ich will voran gehen, folgt mir; die Luft, die man hier athmet, ist nicht gut . . . Mein Herr, ich habe diese Erklärung, die ich öffentlich bestätigen muß, zuerst in Ihrer Gegenwart thun wollen. Ich muß ein gerichtliches Instrument darüber verfertigen lassen, und alsdann komme ich wieder zurück . . . Ich habe Ihnen mein Wort gegeben; leben Sie wohl! (Joseph und Charlotte haben sich bereits entfernt. Delis hält den Remi zurück und zieht ihn bey Seite.

Delys.

Auf ein Wort.

Remi.

Wenn ich zurück komme, mein Herr; wenn ich zurück komme, dann bin ich ganz zu Ihren Diensten . . . Sind sie etwa Ihres Geldes wegen besorgt? Ich will Ihnen sogleich eine Verschreibung geben . . . Geben Sie mir nur noch eine Stunde Zeit.

Delys.

Delys.

Ich will nur ein Wort mit euch reden. sagt mir doch, wie ist ener Nahme und wo seyd ihr her?

Remi (im Fortgehen.)

Remi, von Montboson in der Franche-Comte' . . . Ihr Diener.

Vierter Auftritt.

Delys.

(Ist in einer großen Bewegung und geht mit starken Schritten auf und ab.

Er ist es, ganz gewis; und sie ist es auch. Sie sind es alle mit einander . . . daran läßt sich gar nicht mehr zweifeln . . . das ist ein verdammter Zufall! . . . Verwünschtes Geschick! bald hätte ich mich verrathen. Jetzt muß ich vorsichtig und aufmerksam seyn. . . . Fürs erste ist allerdings nothwendig zu verhüten, daß sie keinen Lerm in der

Stadt machen. Ich will ihnen ein Stück Geld geben, und sie sogleich wieder aus Paris fortschicken. (Er schellt und es komt ein Bedienter) Dübois, lauf ihnen geschwind nach, und suche sie gleich wieder zurück zu bringen. Sage ihnen nur, sie müßten gleich kommen; es litte keinen Verzug. Richte deine Commißion gut aus, hörst du? (der Bediente geht ab.) Ich will sie hier behalten; ich will es ihnen eidlich versichern, daß ich dem närrischen Einfall, den ich unglücklicher Weise gehabt, gänzlich entsage. Ich will weder Geld noch Ueberredungen sparen, um sie zu überzeugen, daß ich blos aus Grosmuth freygebig bin. Morgen will ich sie alsdann in die Provinz schicken. Wenn die guten Leute einige Morgen Aecker und eine Strohhütte haben, so werden sie herzlich froh seyn. Ja, so muß ich es machen, wenn es gut gehen soll . . . Aber ich weiß nicht wie es zugeht, ich zittere am ganzen Leibe . . .

Ich wollte, ich weiß nicht . . . Was wird nur daraus werden? (Er geht schnell auf und ab.)

Sechster Auftritt.

Delys, Dû Noir.

Delys.

Willkommen Herr Dû Noir; sie kommen gerade zu rechter Zeit.

Dû Noir.

Dem Himmel sey Dank, daß ich sie antreffe. Es war mir sehr bange, ich würde Sie nicht zu Hause finden, denn . . .

Delys.

Hören Sie mir zu . . . Ich muß Ihnen sagen . . .

Dû Noir.

Erlauben Sie mir nur, daß ich Ihnen vorher sage . . .

Delys (ungeduldig)

Nicht doch; ich muß Ihnen erzehlen.

Dû Noir.

Aber, um des Himmels willen! So hören Sie mich doch an . . .

Delys.

Von Herzen gern; aber lassen Sie mich nur erst . . .

Dû Noir.

Wenn Sie nur wüßten . . .

Delys.

Ich weiß alles.

Dû Noir. (lebhaft.)

Sie, Sie? das ist wunderbar. Sie wissen, daß ich Nachricht von ihnen eingezogen habe? Das wissen Sie?

Delys. (stampft mit dem Fuß.)

Ja doch, ja; das weiß ich besser als Sie.

Dü Noir.

O! Sie machen mich ungeduldig. Hören Sie nur; Ihre Schwester ist mit einem alten Oheim und mit einem Vetter in Paris.

Delys.

Das weiß ich; das weiß ich alles, zum Henker! Ich weiß es nur mehr als zu gut.

Dü Noir.

Sie wissen es? Und woher denn, wenn ich fragen darf?

Delys.

Wir suchten sie in der Ferne, und wußten nicht, daß sie hier ganz nahe bey uns, in unserm eigenen Hause sind.

Dü Noir.

Hier im Hause?

Delys.

Der Weber, die sogenannten Geschwister; der Vater im Gefängnis; alle die Leute sind den Augenblick von mir weggegangen.

Dü Noir.

Dú Noir.

Ist es möglich . . .

Delys

Sie waren hier bey mir, und ich habe sie an ihren Reden erkannt.

Dú Noir. (ganz bestürzt)

Hier waren sie? Hier?

Delys.

Ja, sage ich Ihnen . . . Wenn Sie wüßten was zwischen mir und dieser armen Familie vorgegangen ist. Ich hatte dem Weber funfzig Louisd'or gegeben, und dieses Geld haben sie dazu angewendet, ihren Vater auf freyen Fuß zu stellen.

Dú Noir. (verdrießlich.)

Was, zum Teufel! wie kommen Sie denn auf den Einfall Ihr Geld so wegzugeben? daraus entsteht niemals etwas Gutes.

Delys.

Der Vater hat sich erbothen mir eine Verschreibung darüber auszustellen.

Dü Noir.

Eine Verschreibung? Nehmen Sie; nehmen Sie; aber vor allen Dingen lassen Sie mich den Aufsatz machen. Man muß durchaus nicht darin sagen, daß die Summe, vor welche er sich verschreibet, ihm zu seiner Befreyung aus dem Gefängnis gegeben worden; denn sonst könnten wir ihn nicht aufs neue setzen lassen.

Delys.

O! ich bekümmere mich wenig um diese geringe Summe; es sind andere Dinge, die mich unruhig machen.

Dü Noir.

Sie haben aber Unrecht . . . Dieses Lumpengesindel wird Lerm machen . . . Sie wissen also, daß Sie . . .

Delys.

Delys.

Von mir wissen sie nichts; Es fällt ihnen nicht einmal ein . . .

Dú Noir. (vergnügt)

Von Ihnen wissen sie nichts? O! jetzt lassen Sie mich nur machen; lassen Sie mich nur machen! Sie sollen bald aus dem Wege geräumt seyn. Ich will sie einsperren lassen, ehe sie daran denken. Sie sind mir drey Termine schuldig; wo sind sie! Wo sind sie?

Delys.

Ich habe ihnen nachgeschickt, und wenn sie kommen, will ich sie schon hier aufhalten. Sie werden sie bald sehen; Sie werden sie bald sehen.

Dú Noir.

Gut, recht gut ausgedacht! . . . Es komt jmand. Lassen Sie uns wohl auf unserer Huth seyn. Da sind sie.

Siebenter Auftritt.

Delys, Dü Noir, Dü Bois.

Delys (ungeduldig.)

Nun?

Dü Bois.

Mein Herr, es war mir nicht möglich, sie wieder zurück zu bringen. Der Alte hat mir geschworen, er würde in einer Stunde wieder da seyn; aber er sagte, er müsse vorher nothwendig mit einem Notarius sprechen; und fragte mich, ob ich nicht einen kenne, der ein christlicher, ehrlicher Mann sey. Ich habe ihn zu dem Ihrigen gewiesen, und er ist gleich dorthin gegangen.

Delys. (wüthend.)

Unglücklicher! . . . Mit eigener Hand will ich dich erwürgen.

Dü Bois. (zitternd.)

Wie, gnädiger Herr, habe ich unrecht daran gethan? Ist der Notarius ken ehrli-Mann?

Delys.

Geh mir aus den Augen . . . Geh!

Achter Auftritt.

Delys, Dü Noir.

Dü Noir.

Es ist als ob der böse Feind sein Spiel mit uns hätte . . .

Delys (auf und ab gehend.)

Ich bin ganz rasend vor Zorn.

Dü Noir.

Und wenn der Bediente sie auch nicht zu dem Notarius gewiesen hätte, so würde doch ein jeder anderer, zu dem sie gekommen wären, ihnen die nöthige Auskunft gegeben haben: Denn es ist ja in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht worden, daß Ihre Schwester oder deren Erben sich melden möchten, weil man ihnen wichtige Nachrichten mit-

zum theilen habe. Man hat sogar denjenigen eine Belohnung versprochen, der ihren Aufenthalt anzeigen würde. Und in der heutigen Zeitung macht ein Zolleinnehmer bekannt, daß diese Schwester mit ihrem Bruder in Paris sey, und daß ihr Oheim hier im Gefängnis sitze, weil er königliche Gelder angegriffen und seine Effecten zu deren Ersatz nicht hinreichend gewesen.

Delys.

Was ist aber zu thun? Wie kan man diesem Unglück vorbauen?

Dú Noir.

Kleiden Sie sich geschwind an, und schicken Sie jemand in voraus zu dem Notarius und lassen Sie ihm sagen, er möchte Sie erwarten und sonst niemand vor sich lassen . . . Lassen Sie ihm wissen, daß Sie durchaus allein mit ihm sprechen müßten. Setzen Sie sich gleich hin und schreiben Sie, (Delys läuft

wie

wie rasend im Zimmer herum, und schellt alle Bedienten zusammen.)

Delys.

Mein Secretair.

Ein Bedienter.

Er ist ausgegangen.

Delys. (im auf und abgehen.)

Der Schurke! Der Narr! Wenn ich ihn am nöthigsten brauche, ist er nicht da. Geht nur, geht ... Bleibt noch ... Geht alle zum Henker! ... Wie sich alles zu meinem Unglück schicken muß! ... Hätte ich dem jungen Burschen meine Börse nicht geschenkt, so säße der Alte noch im Gefängnis, so wäre er nicht hieher gekommen, so hätte er meinen Notarius nicht kennen lernen ... Unglücklicher Tag verdamter Einfall!

Du Noir.

Aber, mein Herr, Sie müssen durchaus ein paar Zeilen an ihn schreiben.

Delys

Delys (ganz verzweifelnd)

Sie hören ja, daß mein Secretair nicht zu Hause ist; wie kan ich denn schreiben?

Dû Noir.

Ich will Ihnen helfen, mein Herr, ich will Ihnen helfen.

Delys.

Warum haben sie mir das nicht gleich gesagt? Kommen Sie mit in mein Cabinet. (Er schellt.) Tinte und Feder. Sie müssen mir alles in die Feder dictiren, wie ich schreiben soll, verstehen Sie mich? Wort für Wort. (Er wirft im Abgehn einen zornigen Blick auf seine Bedienten.) Ich will alle die Schurken da zum Hause hinaus jagen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Das Theater stellet das Cabinet des Notarius vor. Er sitzt in seinem Schlafrock vor dem Schreibtisch, welcher voller Papier und Acten liegt.

Erster Auftritt.

Der Notarius.

(Er ließt und unterzeichnet.)

Was für Verschreibungen um Geld zu bekommen! So lange die Welt stehet, war das Geld nicht so rar, als jetzt . . . Wo mag es nur hinkommen? (Er schüttelt den Kopf) Das ist ein übler Zustand. Kein Geld, kein Credit! . . . Der Mann hatte das Vertrauen der ganzen Welt; das war eine unerschöpfliche Quelle für ihn . . . diese Quelle hat er unvorsichtiger Weise verstopft, und jetzt möchte er noch gern . . . (Er zuckt die Achseln) Wie dumm! (Ein Schreiber bringt ihm

ihm Papier zur Unterschrift) Was ist das? ... Haha! das ist der Wucherer der Bankerout gemacht hat ... Es komt heut noch alles in Ordnung. Welche Raubereyen! ... Sind die Erben gekommen? Werden sie endlich einmal einen Tag bestimmen um ihre Sache zu endigen?

Der Schreiber.

Einen Augenblick nachher, als Sie ausgegangen waren, hat der Herr Durand sie zum endlichen Vergleich zu bereden gesucht, drey Stunden haben sie darüber zugebracht, es war aber alles vergeblich, sie wollen klagen.

Der Notarius.

Was das für kleine Seelen sind, mit allen ihren Titeln und Reichthümern! Der Eigennutz verleitet sie zu lauter Niederträchtigkeiten. Kaum war die Leiche kalt, so kamen sie alle, wie hungrige Wölfe die sich untereinander auffressen wolten hieher zu mir gelauffen. Mit

gieri-

gierigen Blicken rief ein jeder: Mir gehört alles; meinem Bruder nichts; und es ist keine unter ihnen, der nicht wenigstens vierzig tausend Gulden Einkünfte hat.

Der Schreiber.

Der Vater der neulich hier gewesen, war auch mit seinem künftigen Tochtermann da.

Der Notarius.

Nun, woran liegt es denn noch?

Der Schreiber.

Sie sind noch nicht ganz einig; es komt noch auf tausend Thaler an.

Der Notarius.

Wie ist es nur möglich, daß man dergleichen Verbindungen ums Geld schliessen kan? Dem guten Vater liegt freylich sein Geld am Herzen; es hat ihn Mühe gekostet, bis er es zusammen gescharrt. Das laß ich noch gelten. Aber das komt mir niederträchtig vor, daß der Mensch, der wie er vorgiebt, in

das

das Mädgen verliebt ist, sie nicht anders als um den Preis heyrathen will. Das ist abscheulich! . . . Schon seit dreyßig Jahren kommen mir dergleichen Sachen täglich vor; aber ich kan mich doch nicht daran gewöhnen.

Der Schreiber.

Der Pachter hat auch hergeschickt . . . Es ist der, welcher seine Tochter wider ihren Willen ins Kloster gesperret.

Der Notarius.

Weil er, wie er sagt, nicht reich genug sey, sie auszustatten, da doch die ganze Welt weiß, wie viel Geld er nur allein des Abends mit seiner Gesellschaft verthut, wovon er noch dazu wenig Ehre hat... Was für Menschen!

Der Schreiber

Der Wittwer wird auch wegen seinem Contract bald wieder kommen. Er sagt, er möchte es mit niemand, als mit Ihnen zu thun haben.

Der

Der Notarius.

Mit mir . . . Ich danke dafür. Er soll mich niemals dazu bereden, ihm den Contract nach seiner boshaften Absicht einzurichten. Zum Nutzen seiner zweyten Frau will dieser verblendete Vater die unmündigen Kinder der ersten Ehe arm machen . . . Ich glaube auch nicht, daß ein einziger von meinen Collegen sich zu dergleichen Betriegereien wird brauchen lassen; ich glaube es nicht, und wehe dem, der das Werkzeug dazu wird. (Er unterzeichnet.) Mein lieber Renaud, wenn er jemals eine solche Bedienung bekommt, so erinnere er sich beständig der Pflichten, die ein Notarius der menschlichen Gesellschaft schuldig ist. Es ist noch nicht genug, wenn man so handelt, daß man keine öffentliche Vorwürfe zu befürchten hat; man muß auch mit der strengsten Genauigkeit alles zu verhindern suchen, was nicht mit der strengsten Billigkeit bestehen kan. Uns

liegt es ob, den Betrieger zu erforschen, seine Schelmereien zu entdecken, und ihn, wenn es möglich ist schamroth zu machen, indem man ihm das schändliche seines Betragens vor Augen legt . . . Auf diese Art wird man dem Vaterlande nützlich, und so kan man ruhig und vergnügt schlafen.

Der Schreiber.

Ihr Beyspiel, mein Herr, lehret mich dieses täglich. Es wäre zu wünschen, daß ein jeder, der in einer öffentlichen Bedienung steht, sein Amt von der Seite betrachtete, als Sie.

Der Notarius.

Genug davon, mein Freund . . . Wir wollen hier von niemand insbesondere reden; sondern den graden Weg gehen und uns nicht um die bekümmern, welche davon abweichen. Unsere Regel soll diese seyn, daß wir uns das, was mit dem Character eines redlichen

Mannes nicht übereinstimmet, gar nicht einmal in den Sinn kommen lassen. (Ein Bedienter bringt einen Brief von dem Herrn Delys) Gebt her. (Er liest) Er bittet mich, daß ich niemand vor mich lassen soll, damit er mich ganz allein finde; er sagt, er werde mit seinem Procurator kommen, um wegen . . . Ich weiß schon worauf es ankomt. Der Herr Procurator und der junge Mensch möchten gern . . . daraus wird nichts; und die Nachforschungen die ich thun lassen . . . Wie? Man solte gar nichts erfahren haben?

Der Schreiber.

Gar nichts, mein Herr.

Der Notarius.

Das Nachrichts-Blättchen ist wenigstens noch nicht angekommen.

Der Schreiber.

Nein, das ist noch nicht da.

Der Notarius.

So bald es kommt, soll man mir es bringen . . . So oft ich an diese Sache denke, werde ich traurig. Es ist in Wahrheit sehr betrübt. Die armen Leute erdulden vielleicht das äusserste Elend, und wissen nicht, daß sie Vermögen genug haben, um bequem leben zu können. (Er seufzt.) Gebe er mir das Packet Nummer 307; auf dieser Seite hier . . . Lege er es dort hin. (Ein anderer Schreiber bringt Schriften) Ist alles collationirt? Gut . . . Nehmt diese Papiere mit . . . Wenn mich jemand sprechen will, so sagt es mir gleich, und laßt niemand warten. Die Zeit ist in Paris gar kostbar . . . die meinige ist dem gemeinen Wesen gewidmet, dem ich ganz zugehöre.

Der Schreiber.

(welcher zuletzt gekommen.)

In der Schreibstube ist ein alter Bauer mit einem jungen Burschen und einem Mädchen

chen . . . Es scheint, daß es eine Heyrath geben soll. Sie wollen mit Ihnen selbst sprechen; ich habe aber geglaubt, ich dürfte Sie jetzt nicht stöhren, und habe sie warten lassen.

Der Notarius.

Warum habt Ihr sie nicht gleich gemeldet? Ich habe es Euch schon mehr als einmal gesagt, daß Ihr alle diese guten Leute zu mir führen sollt . . . Mein erster Schreiber mag meinetwegen die Marquis, die Herzoginnen und die Pachter abfertigen; das will ich ihm gern überlassen. Was aber die armen Leute betrift, die behalte ich mir selbst vor. Das geschieht zu meiner Erholung. — Geht, laßt sie geschwind heraufkommen.

Zweyter Auftritt.

Der Notarius.

Wie die Leute so nachlässig sind! . . . Weder meine Treppe noch mein Cabinet soll

auch künftig mehr gebohnt werden. Sie fürchten sich, zu mir zu kommen, und ich bin niemals vergnügter, als wenn sie den Boden mit ihren Nägeln in den Schuhen recht aufgerissen haben. Ich habe bey diesen Leuten die der Stolz Pöbel nennt, sehr oft große, unerwartete Gesinnungen gefunden. Ich bin der geschminkten Backen und rothen Absätze bis zum Eckel überdrüssig. Ich habe sie in der Nähe gesehen. Das ist eine verdriessliche und traurige Arbeit! Ich mag mit den Großen nichts mehr zu schaffen haben; es thut mir zu wehe, wenn ich sie anhören muß.

(Jetzt wird man den alten Remi, mit der Charlotte und dem Joseph gewahr; Sie kratzen die Füsse vor der Thür ab, und haben nicht das Herz, hinein zu gehen. Der Notarius steht auf und geht ihnen entgegen.)

Dritter Auftritt.

Remi, Joseph, Charlotte, der Notarius.

Der Notarius.

Nur herein, meine Freunde, nur herein. . . . Es ist schon gut, es ist schon gut, mein lieber Alter; Eure Schuhe sind sauber genug, kommt ihr nur herein . . .

Remi und Joseph.

Mein Herr . . . Mein Herr . . . wir kommen, Sie zu . . .

Der Notarius.

Setzt euch zuvor alle drey nieder . . .

Joseph.

Wir fürchten . . .

Remi.

O! mein Herr . . .

Der Notarius.

Setzt euch nur vor allen Dingen nach eurer Bequemlichkeit nieder . . . Setzt euch doch, ich

ich bitte euch . . . (Sie setzen sich.) So ist es recht . . . Jetzt könnt ihr reden . . . Betrift es einen Heyraths-Contract?

Joseph.

Wie Sie es doch gleich errathen können! . . . Ja, mein Herr . . .

Der Notarius.

Desto besser! . . . Ihr habt da ein recht schönes Mädchen, und die noch dazu recht sittsam aussieht. Das ist eine Freude für mich, wenn ich ein solches Paar sehe . . . Nun, meine lieben Freunde, ihr seyd vermuthlich einig mit einander. Denn ihr seyd eigentlich die Leute, die sich noch nach der alten Art aus Liebe heyrathen; hier in der Stadt werden die mehresten Ehen ums Geld geschlossen.

Remi.

Wir sind, was diesen Punkt betrift, vollkommen einig; es ist aber ein Umstand, er

ie-

dieser Verbindung hinderlich seyn könnte, und dies ist die Ursache, weshalb ich gerne mit Ihnen selbst sprechen wollen. Ich wünsche, daß diese beyde junge Leute mit einander vereiniget werden; es muß auch geschehen, denn das ist meine einzige Hoffnung, mein einziges Glück, das ich noch hier auf der Welt vor meinem Ende erwarte. Können sie es aber wohl glauben mein Herr, wir alle drey haben nicht . . . Ich habe nicht das Herz es zu sagen, und doch muß es heraus . . .

Joseph.

Erlaubet mir, mein Vater, ich will es an Eurer statt sagen.

Remi.

Nein, Joseph, laß mich es sagen . . . Mein Herr, ich komme Sie zu bitten, und Ihnen mein trauriges Schicksal zu entdecken . . Ich komme . . . Ach! ich werde ganz verwirrt : . .

Der Notarius.

Was habt Ihr für einen Anstand! Man muß niemals vor seines Gleichen so zittern; es ist meine Schuldigkeit euch zu aller Zeit anzuhören, und wo möglich nützlich zu seyn . . . Ich habe viel Hochachtung für euch, den ihr scheint mir ein würdiger Mann zu seyn.

Remi.

(steht auf und streckt die Arme gegen ihn aus.)

Ach! mein Herr, wir sind ganz ohne Geld . . . Wir haben nichts, womit wir Sie bezahlen könnten, und ich weiß gar nicht, wie ich Sie nur bitten soll, daß Sie diese Heyrath begünstigen möchten. Mein einziger Wunsch ist nur, daß sie vereinigt seyn mögen: Denn was das übrige anbetrift, so bin ich ganz ohne Sorgen. Sie sind arbeitsam und mäßig; sie werden immer Brod haben; und die Vorsicht, die bis-

her

her für sie gesorgt hat, wird auch noch künftig über sie wachen.

Der Notarius.

Ich lobe euch darum, und Ihr habt Ursache so zu denken: Ja sie sollen beyde miteinander vereiniget werden. Mein Herz empfindet selbst ein geheimes Vergnügen dabey. Was mein Amt dabey betrift, so soll dieses bald geschehen seyn, und ich verlange nichts dafür; es ist mir lieb, daß ich im Stande bin Euch auf diese Art zu dienen. (Joseph und Charlotte drücken ihre Verwunderung durch Mienen aus.)

Remi.

O! mein Herr, was für Güte! Inzwischen haben sie doch noch einige Hofnung, und das ist die Ursache, warum ich gerne einen Contract gemacht hätte, denn der Vater von diesem Kinde . . . Sie sollen alles wissen . . . Man hat mir aber gesagt, es

würde

würde noch Schwierigkeiten finden! Denn sie ist meine Nichte und er mein Sohn . . . Ich möchte gerne wissen . . .

Der Notarius.

Rechte Geschwister-Kinder . . . Es ist wahr . . . das macht eine Hinderniß.

Joseph.

Ein Hinderniß . . . Ich bin verloren! . . Ach Charlotta!

Der Notarius.

Beunruhiget euch deshalb nicht. Ob es gleich nach dem Tridentinischen Concilio verbothen ist, unter rechten Geschwister-Kindern, wenn es nicht große Herren sind, oder sonst Staatsursachen es erfordern, Dispensation zu geben, so gibt es doch auch wieder andere Ursachen, weshalb man seit langer Zeit an alle und jede diese Dispensation giebt. Wenn man ein wenig Zeit und Geld daran wendet, so erhält man die vollkommene Erlaubnis.

Joseph (zu Charlotten.)

Man erhält die vollkommene Erlaubnis.

Der Notarius.

Ich will dieses Geld vorschiessen. Die jungen Leute scheinen sich gar zu gut zusammen zu schicken, als daß man sie lange aufhalten solte.

Remi.

Ach! mein Herr! ... Ihre Grosmuth ...

Der Notarius.

(mit der Feder in der Hand.)

Was treibt ihr für ein Gewerbe!

Remi.

Ich lebte vom Feldbau?

Der Notarius. (lebhaft.)

Gut! Wenn ihr nur wüßtet, wie hoch ich diesen Stand schätze, wie sehr ich den Ackerbau liebe.

Remi.

Von verschiedenen Unglücksfällen entkräftet, und wegen Vernachläßigung bey Eintreibung

bung königlicher Gelder, deren Ersatz mir unmöglich war, angeklaget, wurde ich ins Gefängnis geschleppt . . .

Der Notarius.

Ich verstehe euch . . . Es giebt sehr harte, unbarmherzige Leute! wir wollen sie aber ihrer eigenen Unempfindlichkeit überlassen . . . Sie werden dafür gestraft werden . . . Sagt mir, alter Vater, in welcher Provinz habt ihr gewohnt?

Remi.

In der Franche-Comte, in Montboson.

Der Notarius.

In Montboson? das ist der nemliche Ort. Ihr könnt mir einen Gefallen erweisen. (Er steht auf, und blättert in dem Papier) Ich bin wirklich damit beschäftiget, von einer gewissen Familie Nachricht einzuziehen; vielleicht könnt ihr mir einige Erläuterung geben. (Er ließt verschiedene Papiere vor sich durch,

durch, endlich liest er auf einmal laut.) Im Jahr 1750 hat Peter Alexis Remi . . .

Remi.

Ach, mein Herr, und wenn es ein neues Unglück für mich seyn solte, so kan ich die Wahrheit nicht verschweigen! Dieser Remi bin ich . . .

Der Notarius. (erstaunt.)

Ihr seyd Peter Alexis Remi?

Remi.

Ja, mein Herr, der bin ich; der bin ich.

Der Notarius.

(die Hände zittern ihm für Freuden.)

Nehmt euch wohl in acht. Seyd Ihr der Bruder des Isidor Remi, der nachher den Nahmen Delys angenommen? . . . Der abwesend . . .

Remi.

Ja, mein Herr, der ist mein Bruder, der Vater dieses Mädchens; ich suche ihn schon

seit

seit langer Zeit, und habe in so vielen Jahren nicht die geringste Nachricht von ihm bekommen. Ich habe noch einige Papiere, welche die Wahrheit dessen was ich sage, bestätigen können. (Er sucht in der Tasche)

Der Notarius.

(betrachtet die Papiere, und ruft voll Freude aus.)

Ach! mein werthester Freund! Der Himmel hat euch zu mir hergeführt. Glücklicher Tag! . . . Ich kan mich für Freuden nicht fassen . . . da ist also das liebe Kind, das wir aller Orten gesucht haben . . . Ihr leset also das Nachrichts-Blättchen nicht?

Remi.

Niemals, mein Herr; ich weiß so gar nicht einmal, was das ist . . . Solte ihr Vater noch leben? Kennen Sie ihn? Kennen Sie ihn? O! sagen Sie es mir; was er auch gethan hat, so ist er doch immer mein Bruder.

Charlotte.

Ich bin ganz bestürzt . . . Joseph! . . .

Joseph.

Laß uns zuhören! Laß uns zuhören! Ach! mein Herr reden sie doch weiter . . .

Der Notarius.

Ich habe Ihren Vater gekannt, mein liebes Kind; ich habe ihn recht gut gekannt. . . Er hat mich auf seinem Todbette noch ruffen lassen . . .

Charlotte. (traurig.)

Er ist todt? . . .

Der Notarius.

Er beklagte es noch in seinen letzten Augenblicken, daß er Sie nicht bey sich habe, damit Sie ihm die Augen zudrücken könnte. Er ist mit einer vollkommenen Zuneigung gegen Sie gestorben! Er hat Sie seine Tochter genannt, und nichts mehr gewünscht, als daß er noch Zeit haben möchte, das Vergangene wieder gut zu machen . . . Er hat mir ein Testament dictirt, das ich hier habe . . . Er hat hundert und achtzig tausend Gul-

den Einkünfte hinterlassen, und es sind nur zwey Erben die sich darein zu theilen haben. Ich muß Sie noch heute zu Ihrem Bruder führen, der hier unter dem Namen Delys, den sein Vater angenommen, in allem Ueberfluß lebt.

(Die drey Personen drücken ihre Verwunderung durch eine stumme Sprache aus. Sie reden nur mit den Augen und endlich rufen sie fast zugleich aus.)

Joseph.

Ach! Charlotte.

Remi.

Sehet jetzt eure Tugend belohnet . . . Der Himmel ist gerecht.

Charlotte.

Ist es ein Traum! . . . Mein Vater . . . Wie? der Herr Delys wäre mein Bruder?

Der Notarius (zu Charlotten.)

Sie kennet ihn.

Charlotte.

Ich kenne ihn nur zu gut.

Joseph.

Joseph.

Ja, wenn es der ist, der bey dem Procurator wohnt . . .

Der Notarius.

Der ist es selbst.

Remi. (steht auf)

Mein Herr, wir kommen alle drey so eben von ihm her.

Der Notarius (bestürzt.)

Wie? Was sagt ihr mir? Ihr komt von ihm her! Sagt mir doch . . . Ich muß alles wissen und die Veranlassung, wie ihr zu ihm ins Haus gekommen.

Remi.

Verschonen Sie mich mit einer Erzehlung bey welcher wir aufs neue erröthen würden. In was für Sitten ist er erzogen worden, der Unglückliche, mit seinen verachtungswürdigen Reichthümern. Warum ist er nicht lieber in der Armuth geblieben, so wie wir! Er wür-

de wenigstens mehr auf Ehre und Tugend halten! Aber der Ueberfluß hat ihn leider verdorben. Er ist ein Verführer, ein Nichtswürdiger . . . Er glaubte diesen Morgen Charlottens Tugend durch Geld zu erkaufen . . . Er hat sich sogar unterstanden, mir deshalb Vorschläge zu thun.

Der Notarius.

Bey dem allen habt ihr euch doch einander nicht zu erkennen gegeben.

Remi.

Ich habe ihm meinen Nahmen nicht eher gesagt, als da ich eben im Begrif war ihn zu verlassen . . . Solte er sich dessen noch erinnern?

Der Notarius.

Ob er sich dessen erinnert! Allerdings und zwar auf eine Art wodurch sein Stolz gedemüthiget und sein Geitz beunruhiget wird.

Ein Bedienter.

Der Herr Delys steigt eben aus dem Wagen.

Remi.

Delys? Der solte kommen . . . Er solte uns bis hieher verfolgen . . .

Charlotte.

Ach! ich werde seinen Anblick kaum ertragen können.

Der Notarius. (zum Bedienten.)

Er mag einen Augenblick warten; wenn ich schelle, so könnt ihr ihn hereinführen. (Der Bediente geht ab.) Meine guten Freunde! Dies ist einer der schönsten Tage meines ganzen Lebens. O! wie danke ich dem Himmel für diese glückliche Zusammenkunft! . . . Ihr werdet künftig nicht mehr arm seyn, ihr werdet keines Menschen mehr nöthig haben; ihr werdet selbst reich seyn und dasjenige Vermögen geniessen, das euch gehört und das eure Tu-

genden verdienen. (Er legt die Hand auf ein Papier das ihm zur Rechten liegt.) Hier ist ein Testament, das ich euch vorlesen muß . . . Hier, Charlotte, ist die Unterschrift eines Vaters den Sie sich nicht mehr erinnern kann gesehen zu haben. Ach! er hat sich Ihrer in seinen letzten Augenblicken gar wohl erinnert.

Charlotte.

(bückt sich ehrerbietig und küßt die Unterschrift mit weinenden Augen.)

Ach! warum lebt er nicht mehr?

Joseph.

Laß mich seinen Namen auch küssen . . . Dein Vater muß auch der meinige seyn.

Der Notarius (steht auf)

Sie soll es hören, mein Kind, was er unterschrieben hat. Ich will ihr dieses Testament vorlesen, und weil Ihr Bruder da ist, so will ich ihn herein kommen lassen. Damit aber diese Zusammenkunft desto besser vorbe-

reitet

reitet werde, so geht alle drey in dieses Cabinet. Ihr könnt dort alles hören, was ich rede; und wenn es Zeit seyn wird, will ich euch rufen. Ich will versuchen, ob ich dis harte Herz nicht erweichen, ob ich es nicht zu menschlichen Empfindungen zurück bringen kan. Ach! wenn es mir gelingt, wie vergnügt werde ich mit mir selbst seyn.

Remi.

Woher komt es nur, mein Herr, daß Sie so gütig gegen uns sind?

Der Notarius.

Ich habe mich durch einen Eyd verpflichtet, gerecht zu seyn; ich thue nichts als meine Schuldigkeit . . . Gehet hinein meine Freunde . . .

(Er öfnet ihnen die Thür zu dem Cabinet, und schließt selbiges hinter ihnen zu.)

Vierter Auftritt.

Der Notarius.

(Er schellt und es komt ein Bedienter.)

Ihr könt den Herrn Delys jetzt herein führen . . . (Der Bediente geht ab.) Wir wollen doch sehen, ob er bey seinem ungerechten Vorhaben bleiben wird. Es gilt jetzt keine Verstellung mehr. Er muß nach allen Rechten mit ihr theilen. Inzwischen sehe ich es doch nicht gerne, daß dieser Procurator, der Executor des Testaments ist. Er ist sein Rathgeber, und da er voller Ränke ist . . . Da kommen sie.

(Er grüßt sie höflich, läßt ihnen Stühle geben und setzt sich ernsthaft in seinen Lehnstuhl.)

Fünfter Auftritt.

Der Notarius, Delys, Dú Noir.

Delys.

Mein Herr wir kommen noch immer der bewußten Sache wegen. Es ist ein wunderbares

bares Verfahren. Die Hände sind uns gebunden, und wegen der einen Hälfte müssen wir doch immer in Sorgen seyn. Man solte der Sache doch einmal ein Ende machen . . .

Der Notarius. (kalt)

Haben Sie einige Nachrichten empfangen, meine Herren? Wissen Sie etwa, wo sich die Person aufhält, ohne welche die Sache nicht zu endigen ist.

Delys. (aufgebracht)

Nicht zu endigen ist? . . . Das ist immer eure Sprache, meine Herrn; ihr seyd einer wie der andere; es ist abscheulich! Ein Aufschub nach dem andern, und zwar ohne die geringste Ursache. Sie ist, ohnt allen Zweifel schon lange nicht mehr in der Welt, und ich muß hier inzwischen das Vermögen entbehren . . . In Wahrheit, meine Herren, auf diese Art kommen meine Sachen niemals in Ordnung.

Der Notarius.

Ich habe es Ihnen schon gesagt, mein Herr, daß Sie nicht anders, als durch einen richterlichen Spruch zu dem Besitz des Vermögens Ihrer Schwester, die Sie so ohne allen Beweis für todt ausgeben, gelangen können. Sie haben schon gesehen, daß niemand als eine gerichtliche Person die Abwesenheit ihrer Schwester, bey der Entsiegelung, bey Verfertigung des Inventarii und bey der Versteigerung hat vertreten können. Die Gesetze nehmen die Abwesenden unter ihren Schutz, und vertrauen derselben Gerechtsame ihren Verwandten nicht an. Und wenn nach Verlauf einer bestimmten Zeit die Gesetze es erlauben, sich des Vermögens der Abwesenden zu bemächtigen, so geschieht es doch nur immer unter der Bedingung der Widererstattung, im Fall sie sich noch melden solten. Diese Einsetzung in ein fremdes Vermögen giebt dem vermuthlichen Erben noch nicht einmal

das

das Recht des Eigenthums; er hat nur die Nutzung davon, und muß wenn jener sich einfindet, ihm Rechnung ablegen. Auch darf ein solcher Erbe die Güter des Abwesenden, vor Verlauf von hundert Jahren, als so lange selbiger nach den Gesetzen noch für lebend gehalten wird, weder verkaufen, noch verpfänden, noch sonst veräussern. Es wundert mich, daß der Herr Dů Noir, Ihnen dieses nicht alles schon erklärt hat. Dieses Gesetz kan also durch nichts anders befriediget werden, als durch einen gerichtlichen Todtenschein von dem wirklichen Ableben Ihrer Schwester: Denn diese Schwester kan noch am Leben und bey voller Gesundheit seyn und vielleicht in dem Augenblick, da wir davon reden, kommen und ihre Erbschaft fordern.

Dů Noir.

Aber Sie wissen doch wohl, daß man sich nicht so gleich mit einer Unbekannten in eine

Theilung einläßt: Und wenn die Schwester des Herrn Delys diesen Augenblick erschiene, so würden wir sie als eine Betriegerin behandeln, die sich fälschlich den Nahmen und das Vermögen dieser Familie anzumassen sucht. Glauben Sie mir, mein Herr, ein Versuch wie dieser, gelingt nicht so leicht, weil man nicht vermuthet, daß ein Vater sein Kind bis dahin solte verläugnet haben. Die Richter sprechen auch niemals zum Vortheil eines Unbekannten, es sey denn, daß sie durch überzeugende und unläugbare Beweise dazu vermocht werden. Es ist aber zum Glück keine leichte Sache so, die Beweise zusammen zu bringen, welche zur Entdeckung des wahren Standes eines Menschen erforderlich sind. Sie werden zwar sagen, daß sie ihren Taufschein aufweisen könne; gut, wir wollen aber erst sehen, ob er vom Vater unterschrieben ist. Die Gewisheit des Daseyns einer Person ist noch nicht hinlänglich, sondern es

es muß bis zur unwidersprechlichste. Deutlichkeit dargethan werden, daß es die nemliche Person seye, von der die Rede ist: Ich will damit so viel sagen, man muß den Beweis des wirklichen Daseyns specifice und ausschließlich, auf dasjenige Individuum anwenden, welches in die Rechte der Kindschaft eingesetzt zu werden verlangt, und diese Anwendung kan nicht anders, als durch eine Folge von Beweisen geschehen, welche den wirklichen Besitz in dem durch die Geburt schon erlangten Stand festsetzet.

Wenn sie mir ferner einwenden, der Gegentheil könne verlangen, zum Beweise durch Zeugen zugelassen zu werden; so dürfen Sie versichert seyn, daß wir uns aus allen Kräften dagegen setzen, ihre Zeugen verwerfen, andere dagegen aufstellen und endlich wenn uns kein ander Mittel mehr übrig bleibt, zur Beschuldigung der Verfälschung schreiten werden.

Delys.

Delys.

Wohlangemerkt! Wir sagen, es sey alles falsch; alles falsch.

Der Notarius (zum Delys.)

Wenn die Rede von dem ist, was der Herr Procurator so eben gesagt hat, so lasse ich es gelten. (zum Dü Noir) Sie bilden sich vermuthlich ein, Sie sprechen mit der Schwester des Herrn Delys; oder Sie haben den Endzweck Ihren Clienten durch die Verurtheilung in die Unkosten zu Grunde zu richten.

Dü Noir.

(gemäßigt und indem er sich dem Notarius nähert.)

Davor wird sich auch noch Rath finden; wir wollen aber aufrichtig von der Sache reden. Wir sind blos dieser Ursache wegen hieher gekommen. Fügen Sie sich ein wenig nach dem Willen des Herrn Delys und ich bin Ihnen gut dafür, daß er nicht unerkenntlich seyn wird.

wird. Er braucht das ganze Vermögen . . . Und was soll denn so ein Mädgen mit einer solchen Summe anfangen . . . Man giebt ihr etwas weniges, so ist sie zufrieden. Sagen Sie mir, sind nicht Bauersleute bey Ihnen gewesen? Wir wissen daß sie zu Ihnen gegangen sind; wir wissen es.

Kommen Sie mein Herr, seyn sie nicht so unbiegsam. Ich schwöre Ihnen, Sie können sich auf die Freygebigkeit . . . Sie werden zufrieden mit uns seyn, Sie werden zufrieden seyn. (leise zum Delys) Man muß ihn zu gewinnen suchen.

Delys.

Ja freylich.

Der Notarius (gelassen.)

Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich deutlicher.

Dü Noir.

(mit einem gezwungenen Lächeln.)

Sie begreiffen doch wohl, daß es hier blos darauf ankommt, sich in der Güte mit ein-

einander zu vertragen. Der Herr hier wird sich billig finden lassen; er will ja der Person gern eine Summe Gelds zugestehen, sie muß aber alsdann wieder zu ihrem vorigen Aufenthalt zurück kehren; man könnte ihr auch ein kleines jedoch anständiges jährliches Gehalt auswerfen. Es versteht sich aber allemal, daß sie zuvor einen förmlichen Verzicht auf alle Anforderungen ausstelt. Dieser Articul muß vor allen Dingen berichtiget werden; denn ehe bekommt sie keinen Kreutzer.

Der Notarius (zum Delys)

Und sie schmeichlen sich mein Herr, nach diesem Plan die Sache in Ordnung bringen zu können?

Delys.

Es wird nur auf Sie ankommen, uns dazu behülflich zu seyn, denn da dem Herrn Dû Noir die Besorgung des Testaments aufgetragen ist, so wird er solches schon zu erklären wissen.

Der

Der Notarius.

(nimmt das Testament, und macht sich fertig, es zu lesen.)

Wolten Sie nicht, ehe wir weiter gehen, sich von mir das Testament eines Vaters vorlesen lassen, dessen letzter Wille Ihnen ein heiliges Gesetz seyn muß.

Delys.

Er war sehr krank, da er es machte; denn ich weiß gewiß, daß er bey vollkommener Gesundheit . . .

Der Notarius.

(mit lauter und gesezter Stimme.)

Wollen Sie mir wohl erlauben, daß ich es Ihnen vorlese.

Delys.

Ich habe es schon gehört.

Der Notarius.

(noch immer mit einem gesetzten Ton.)

Nicht so, wie Sie es hätten hören sollen; und das ist die Ursache, warum ich es Ihnen noch einmal vorlesen will.

Dû Noir. (zum Delys.)

Lassen Sie es ihn nur lesen; wir wollen zuhören; vielleicht entdecken wir einige Nichtigkeiten, die wir noch nicht bemerket haben. (Der Notarius siehet ihn mit Verachtung an.)

Der Notarius.

(in einem starken und gesetzten Ton.)

Das Testament des Isidor Remi.

„Ich finde mich zu sehr geschwächt, als „daß ich hoffen könnte länger zu leben. „Jetzt an dem Ende meiner Tage sehe ich „erst ein, wie ich selbige hätte anwenden „sollen: Erschröcklicher Augenblick! Ihr, „die

„die ihr dieses lesen werdet, denket bey Zei-
„ten daran; Ihr werdet euch dereinst in
„den nehmlichen Umständen befinden, wo-
„rinn ich jetzo bin. Alsdann erscheinet die
„Wahrheit in ihrem vollen Glanz und wir
„sind genöthiget sie öffentlich zu bekennen.

Dú Noir.

Das ist Moral. Nur weiter, überschla-
gen Sie das.

Der Notarius.

(sieht ihn wieder mit Verachtung an.)

„Ich erkläre also durch diese meine lezte
Willensmeinung „

Dú Noir.

Ah nun sind wir daran.

Der Notarius.

„Daß ich meinem Bruder Peter Alexis
„Remi, einem Bauren zu Montboson in
„der Franche-Comte, meinem Vaterland, ein

„Kind, das zweite in meiner Ehe anvertrauet
„habe. Ich erkläre ferner, daß dieses
„Kind meine rechtmäßige Tochter ist, die jün-
„gere Schwester des Ludwig Remi, meines
„Sohns, hernach Delys genannt, ein Zuna-
„me den ich angenommen. Weiter erkläre
„ich, daß ich sie anfänglich blos deswegen
„meinem Bruder anvertraut habe, weil ich
„mich nicht mit ihr belästigen konnte, nach-
„gehends aber als ich durch Ehrgeitz, Ge-
„winnsucht und Geschäfte hingerissen wurde,
„auch überdis in entfernten Ländern herum-
„irrte, sie so zu sagen gänzlich aus meinem
„Gedächtnis verbannet habe. Da ich her-
„nach in einen Zustand gekommen, den
„man in der Welt nur so lang vor glück-
„lich hält, bis man durch den herana-
„henden Tod fähig wird, die Gegenstände
„in ihrem wahren Licht zu betrachten; so
„war ich so grausam alle Empfindungen,
„die mir das Andenken dieses Kindes wie-
„der

„der erneuerten, blos in der Absicht zu un„terdrücken, weil ich mein ganzes Vermö„gen allein meinem Sohn zuwenden wolte. „Unter einem fremden Nahmen vergaß „ich meine Anverwandten und vermied allen „Umgang mit ihnen. Durch meine glück„liche Umstände verblendet, verleitete mich „das falsche Vorurtheil, meine Anverwand„ten zu verläugnen, weil sie mir als Bauers„leute Schande machen würden, ich ver„lezte dadurch die geheiligsten Pflichten, wes„halb ich den Himmel aufrichtg um Verge„bung bitte; daraus mache ich mir aber den „stärckſten Vorwurf, daß ich nach diesen fal„schen Grundsätzen meinen Sohn erzogen „und daß ich ihn selbst dazu verleitet habe, „seine Geburt, sein Vaterland, seine Ver„wandten und den Namen seiner Schwe„ster zu verbergen, welches alles ich damals „vor die gröste Hinderniß an seinem glän„zenden Glück hielte.

„Ich verwerfe nunmehro die unwürdige „Erziehung, welche ich ihm gegeben, und „ich befürchte, daß solche zu meiner gerech„ten Bestrafung sein Herz schon zu sehr „verdorben habe. Ich bitte ihn, mir die„sen Fehler zu verzeihen, und mein dadurch „verursachtes Uebel so viel möglich selbst „wieder gut zu machen. Ich bitte ihn wei„ter, und befehle es ihm, als Vater, seine „Schwester aufzusuchen, sie zu versichern, „daß mich mein Verfahren gegen sie noch „auf dem Todesbette gereuet, und daß ich „sterbend diejenige Liebe und väterliche Ge„sinnungen für sie empfinde, die ich so lang „unterdrücket hätte. Ich befehle hiemit, daß „er mein sämtliches Vermögen, das sich bey „meinem Absterben vorfinden wird, mit ihr „in gleichen Theilen theile. Ich bitte den „Himmel, daß sie noch leben und diese mei„ne letzte Erklärung zu lesen bekommen mö„ge . . . O mein Sohn! Wenn du sie fin-

„dest,

„dest, wenn du auch denjenigen findest, der „bey ihr Vatersstelle vertretten, so betrachte „ihn als deinen Vater.

„Wenn mich nicht der Ehrgeitz zum Auf„enthalt in grosen Städten verleitet hätte, „welches auch mein Leben verkürzet hat, so „würde ich in ihren Armen, mit ihren Thrä„nen benetzt und von ihnen bedauert ster„ben.

„Ich bitte meinen alten Freund den Herrn „Dünoir, die Besorgung dieses Testaments „über sich zu nehmen, um ihm Gelegenheit „zu geben, gewisse Fehler wieder gut zu „machen, und ich schmeichle mir, daß mei„ne hierinn geäusserte letzte Gesinnungen „bey ihm diejenige Wirkung thun werden, „welche ich davon erwarte. Wir sind un„gefehr in einem Alter. Daß doch mein „Ende ihm zur Warnung dienen möge; Er „wird wohl verstehen, was ich damit sagen „will.„

Dû Noir.

Aber das ganze Testament ist ja nicht in dem gehörigen Gerichts-Styl verfaßt.

Delys. (zum Dû Noir.)

Was ist aber nun bey der Sache zu thun, Herr Dû Noir?

Der Notarius.

(steht auf und sagt mit Nachdruck.)

Was bey der Sache zu thun ist? Ey mein Herr, fragen Sie sich selbst, ihr Gewissen, ihr eigenes Herz und nach deren Ausspruch antworten Sie. (Er gehet verdrieslich und nachdenkend auf und ab.)

Dû Noir. (leise.)

Ich sehe nicht ein, wie man dieses Testament umstoßen könnte; ich habe doch nicht ein Wort finden können, das . . . Man muß aber versuchen ihm eine Furcht einzujagen. (ein wenig lauter.) Sie haben nichts

von

von diesen schlechten Leuten zu befürchten; sie sehen nicht darnach aus, .. und zudem sind sie so arm . . . Wie solten sie im Stand seyn, einen Proceß auszuhalten, den man ihnen gar leicht an den Hals werfen und durch Kunstgriffe, die mir geläufig genug sind, bis an das Ende ihres Lebens hinaus spielen kan. Ich weis schon, wie ich die Sache anfangen werde. Sie sollen mir gewis ehe Hungers sterben, als sie im Stande sind, durch das erste Urtheil eine provisorische Verordnung heraus zu bringen. (Der Notarius hat bey dem Ende dieser Rede geschellt, es kommt ein Bedienter herein)

Der Notarius.

(Zum Bedienten in einem entschlossenen Ton.)

Führt diesen Menschen zu meinem Hause hinaus, und gebt Acht, daß er in seinem Leben meine Schwelle nicht mehr betrette.

Dü Noir. (steht auf, verwirrt.)

Wie, mein Herr, wie! Eine obrigkeitliche Person, wie ich bin!

Der Notarius. (zum Bedienten.)

Gehorcht; er soll zum Haus hinaus. (Zum Delys) Sie, mein Herr, seyn so gütig und bleiben hier. Ich habe mit ihnen zu sprechen.

Dü Noir. (im Weggehen.)

Ich lache über diesen Schimpf; ich will mich schon rächen; verklagen will ich Sie, verklagen will ich Sie.

Sechster Auftritt.

Der Notarius, Delys, Charlotte, Joseph, Remi.

Der Notarius.

Dergleichen Reden müssen bestraft werden, und es wäre zu wenig sie blos zu verachten.

Delys.

Delys.

Er spricht aber als ein Procurator.

Der Notarius.

Glauben Sie das nicht; dergleichen Leute entehren diesen Stand, worinn man eben so gut als in einem jeden anderen verpflichtet ist, ein ehrlicher Mann zu seyn und Recht und Gerechtigkeit auszuüben. Ich kenne verschiedene dergleichen Männer, und ob sie gleich selten sind, so können sie doch anderen zum Beyspiel dienen. Ich hätte Ihnen einen solchen Mann zum Rathgeber wünschen mögen. Uebrigens muß ich es noch einmal wiederholen: Sie solten blos allein sich selbst rathen. Fragen Sie ihr Herz und antworten Sie mir alsdann.

Delys.

Aber die Hälfte der Erbschaft, die Hälfte; das kan ich nicht; das ist zu viel . . . das ist zu viel.

Der Notarius. (mit einem edlen Zorn.)

Nun so folgen Sie dann Ihrem nichtswürdigen Rathgeber, und machen Sie sich eben so verächtlich als er. Sie werden es mit mir zu thun haben. Ich nehme den Proceß auf mich, und ich bin Ihnen gut dafür, daß er nicht so lange dauren wird, als Sie wohl glauben. Ich will selbst gehen und den Richtern Ihr unbilliges Vorhaben entdecken; sie werden die Unschuld nicht länger in der Dürftigkeit schmachten lassen; nein, sie werden nicht zugeben, daß sie lange um Gerechtigkeit seufze. (Delys ist ganz betroffen und weiß nicht, ob er bleiben oder gehen soll.) Ist es möglich, daß das Gold eine solche tyrannische Gewalt über sie hat, daß es das ganze Gefühl der Tugend und Billigkeit in Ihnen erstickt. Wenn dieser Vater wieder zurückkäme, und Ihnen ihren Geitz, ihre Unempfindlichkeit verwiese, und daß sie seinen letzten Willen so schlecht erfüllen,

würs

würden Sie seine Stimme wohl verkennen? . . . Nun, so zittern Sie dann; diese Stimme ihres Vaters ruft aus der Tiefe des Grabes, hervor, um sie anzuklagen und schamroth zu machen. Ja, sein eigenes Blut soll erscheinen und wider Sie zeugen. (Er öfnet die Thür des Cabinets) Komt näher, ehrwürdiger Greis, und auch Sie, tugendhaftes Kind, komme Sie näher. (Sie kommen alle drey mit weinenden Augen heraus und wollen dem Notarius zu Füßen fallen)

Charlotte.

O! mein Wohlthäter!

Remi.

Göttlicher Mann!

Joseph.

Beschützer der Unschuld!

Delys.

(erschrocken, tritt einige Schritte zurück.)

Himmel! das sind sie; sie haben alles gehöret!

Der

Der Notarius. (heftig.)

Steht auf, meine Freunde, steht auf ... (Zu Charlotten.) Liebstes Kind, wenn Sie einen Bruder verlieret, so will ich dessen Stelle vertreten! Mein Haus soll das ihrige seyn, so lange bis wir ihn gezwungen haben, Ihr Erbtheil herauszugeben.

Charlotte.

(geht auf den Delys zu.)

Sie schämen sich, mein Herr, da sie hören, daß Sie mein Bruder sind; und ich, die Sie lieben möchte, ich seufze darüber, daß Ihr Herz dem meinigen so wenig gleichet, doch wenn Sie die Reichthümer so hoch schätzen, daß Sie selbige auf Kosten der Gerechtigkeit besitzen wollen, so muß ich Ihnen sagen, daß ich sie zu sehr verachte, als daß ich sie Ihnen streitig machen will. (Zum Notarius.) Mein Herr, lassen Sie ihn meinem Vater nur so viel geben, daß er in die Hütte, die man ihm geraubt, zurückkehren

ren kan; nur so viel, daß er sich die kostbare Werkzeuge zum Ackerbau wieder anschaffen kan; dieses ist genug; wir wollen damit vergnügt dorthin gehen, daselbst beysammen leben, arbeiten und sterben.

Der Notarius. (zum Delys.)

Hören Sie es?

Charlotte.

Ich will meinen Bruder nicht durch einen Proceß entehren, noch ihm sein Leben dadurch verkürzen, daß ich ihm etwas abfordere, was er nicht gutwillig geben will. Ich will ihn lehren, daß ein unverzagtes Gemüth mit wenig zufrieden seyn kan. Nicht wahr, mein Vater, wir haben keinen Ueberfluß nöthig. Nicht wahr Joseph, ich werde dir immer reich genug seyn?

Joseph.

Ach! du weißt es ja . . .

Remi. (seufzend.)

Das ist also das Kind, das ich so klein gesehen, auf meinen Armen getragen, geschmeichelt und mehr als einmal an meine Brust gedrücket habe. Ich möchte wohl mit ihm reden; aber er hat mich verachtet. Seine undankbare Seele ist weit von der meinigen entfernt; wir würden uns nicht verstehn ...

Delys.

(ist an der Thür stehen geblieben.)

Sie fliehen mich; ihre Verachtung ist mir unausstehlich ... Ach! ich habe sie verdient!

Der Notarius.

(Geht mit einer unerwarteten Lebhaftigkeit nach der Thür zu, nimmt ihn bey dem Arm, führt ihn mitten in das Zimmer vor seinen Oheim und vor seine Schwester hin.)

Nein, Sie sollen diese habsüchtige und verachtungswürdige Gesinnungen nicht länger

ger behalten. Sie müssen andere annehmen. Ich habe den Kampf, den Sie innerlich ausgestanden bemerkt, und daraus Ihren Caracter erkannt ... Wenn Sie zur Thür hinausgegangen wären, so wolte ich Sie ferner keines Anblicks mehr würdigen; aber Sie werden sich nicht so weit vergessen. Ihre Seele ist noch tugendhafter Empfindungen fähig, und Sie werden gerührt ... Ueberlassen Sie sich mit mir dem sanften Vergnügen, diesen würdigen Alten zu umarmen, dessen Tugenden Ihnen Ehre machen ... Sehen Sie hier seinen Sohn, der Ihre Freundschaft verdienet und eine Schwester, die Ihrer ganzen Liebe wehrt ist. Sollte die Stimme ihres sterbenden Vaters nichts über Sie vermocht haben. O! mich hat sie gerührt, mich ... Sehen Sie die Thränen dieser unglücklichen Familie; noch fliessen sie über ihre Wangen, sie wünschen selbige mit den ihrigen vermischen zu können (voll Feuer und Empfindung) Nur herzhaft junger Mensch, herzhaft, sey

unser Freund; vergiß dein Gold, deinen Ueberfluß, deine Verschwendung; sey ein Mensch, sey gerecht. Fasse ein Herz, weine mit uns und gehorche der Natur; sie wird dich nicht hintergehen, glaube es mir, sie wird dich belohnen.

Delys.

(Hält während dieser Anrede beyde Hände vor das Gesicht. Er ist in der Stellung eines Menschen, bey dem eine heftige und schnelle Bewegung vorgeht. Er öfnet endlich die Arme, und ruft, indem er sein Gesicht an der Brust des Alten verbirgt mit schluckſender Stimme aus)

Ja ich habe noch ein Herz das empfinden kan, ich fühle es . . . O! mein Oheim, in Ihnen finde ich meinen Vater wieder. Ihre Tugend siegt über mich; alles rührt mich wider meinen Willen.

Charlotte. (lauft auf ihn zu)

Mein Bruder!

Joseph.

Mein Vater!

Delys (umarmet sie beyde.)

Ich war ungerecht und grausam; ich verläugnete die Natur . . . Ich werde es nicht mehr thun . . . Ich werde es nicht mehr thun können . . . Ich werde euch nachahmen . . . Ich werde euch lieben . . .

Der Notarius

(drückt ihn an seine Brust.)

Recht so, recht so; er gehört zu der Familie; er ist von eurem Blut; er ist euer aller Bruder . . . Er ist euer würdig.

Delys.

Werdet ihr mir wohl vergeben, werdet ihr mich noch lieben können! Seyd ihr mit meiner Reue zufrieden? (Man umarmet ihn statt der Antwort.) Ich fühle Empfindungen, die mir bisher unbekannt waren. In euren Umarmungen genieße ich das erste wahre Vergnügen.

Remi.

Sey du auf immer mein Neffe. Ich habe keine vergoldete Kleider; aber das Herz, das unter diesem groben Tuche schlägt, ist zärtlich und ganz dein.

Der Notarius (zu Delys.)

Nicht wahr jetzt athmen sie leichter? Es giebt viel Leute, die gar nicht wissen, wie es einem zu Muthe ist, wenn einen hier nichts drückt. (Delys umarmet den Notarius.)

Joseph.

(indem er den Delys Charlotten zeigt.)

Ich war bisher ihr Bruder, und jetzt werden Sie es . . . Werden Sie unsere Verbindung genehmigen?

Delys.

Ja, und die Theilung soll geschehen; man mache den Aufsatz dazu; ich will ihn unterschreiben.

Char=

Charlotte.

Hören Sie, mein Bruder, Sie sind den Ueberfluß und den Aufwand der großen Welt gewohnt; uns aber, ich wiederhole es Ihnen, ist das Nothdürftige zu unserer Glückseligkeit hinreichend. Ich verlange, und mein Vater dessen Gesinnungen ich in seinen Augen lese, verlangt es auch, daß Sie so viel vor sich behalten, als in dem Stand, den Sie einmal angenommen haben, ohnumgänglich erfordert wird. Die Mobilien und Güther überlasse ich Ihnen unzertheilt.

Delys.

Diese Grosmuth, die ich bewundere, weiset mich auf meine Pflicht. Ich werde nichts behalten, als was mir zugehöret. Es sind eurer drey, und zu dem giebt es Arme. (Er zeigt auf den Notarius.) Hier dieser Herr soll unser Richter, und zwar ein strenger Richter seyn.

Remi.

Nun mein Herr, so befehlen Sie ihm denn auf unsere Bitte, daß er dieses Geschenk von unserer Freundschaft annehmen soll . . . Mache uns dieses Vergnügen, wenn du nicht für hoffärtig gehalten seyn willst.

Delys.

Das werde ich nicht seyn. Ich werde mich bis zu euch erheben; ich willige darein euch viel schuldig zu werden, denn es wird mir jederzeit ein eben so grosses Vergnügen seyn, es zu bekennen, als zu empfinden.

Der Notarius.

Dieser letzte Zug, erfreuet mich besonders. Ihr Herz ist von Natur billig, gerecht und empfindlich, und alle Kunstgriffe eines Verräthers haben es nicht verderben können. Es ist aber doch billig, daß sie einen etwas stärkeren Theil für sich bekommen, weil Sie mehr Mittel vonnöthen haben, als diese ehrliche

Leute,

Leute, die durch ihre Mäßigung reich genug sind. Es wird aber auch nicht übel gethan seyn, wenn unser guter Remi und seine Kinder, mehr bekommen, als sie begehren, weil sie, wenn sie, wie ich vermuthe, wieder aufs Land zurück gehen, genug dürftige Nachbarn finden werden.

Remi.

Ach! das ist wohl wahr! Wenn ich glücklich werde, so will ich es nicht allein für mich seyn. Wenn ich etwas habe, so sollen viele ehrliche Leute, die treue Gefährten meines Unglücks waren, gewiß nicht vergessen werde . . . Joseph! Joseph! Welch Vergnügen wartet auf uns. Wir werden auch einmal Gutthaten austheilen können.

Der Notarius (lächelnd.)

Seht, heißt das nicht schon Geld auf Zinsen gelegt und zwar sehr vortheilhaft. Meine Freunde, laßt uns diesen Tag der Freude widmen. Morgen wollen wir die ganze

Sa-

Sache zu Ende bringen. Ich habe den heutigen Tag gut angewendet; wir wollen mit einander zu Nacht essen; ich finde mich viel zu wohl bey euch, als daß ich andere Gesellschaft suchen sollte.

Delys.

Und ich verlange auch keine andere.

Der Notarius.

Hier ist also die ganze Familie wieder beysammen. Bilden Sie sich ein, daß ich auch dazu gehöre. (Er klingelt; die Bedienten kommen mit Lichter, und der Notarius führet den alten Remi, Joseph, Charlotte und den Delys, der seine Schwester bey der Hand hat, in den Saal.)

Joseph.

Sie sollen der König davon seyn.

Der Notarius.

Nicht doch, nur der Freund.

Ende des Schauspiels.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mercier, Louis Sébastien,

<<Der>> Dürftige ein Schauspiel in vier Aufzügen

Mannheim 1772

P.o.gall. 770#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10091134-9
VD18 14506416